

INFO 20

Februar
2017

HEIMAT



Sächsischer Pfarrverein e.V.



„Wenn ich an meine Bank denke, habe ich ein gutes Gefühl!“

Wie beurteilen Sie die *Bank für Kirche und Diakonie* im Vergleich zu anderen Banken? Diese und viele weitere Fragen haben wir unseren Kundinnen und Kunden gestellt. 98 Prozent der Befragten, die auch mit anderen Geldinstituten arbeiten, gaben an, dass die *Bank für Kirche und Diakonie* im Vergleich zu den anderen gut oder sehr gut ist. Das ist mehr als ein Gefühl.



Informieren Sie sich über die *Bank für Kirche und Diakonie* und unsere Angebote für Privatkunden unter: www.KD-BANK.de

Gemeinsam handeln – Gutes bewirken.



INHALT

3	Inhalt
4-5	Geleitwort
6-13	Bericht des Vorsitzenden des Sächsischen Pfarrvereins e.V.
14-15	Aus der Arbeit der Solidarkasse 2016
16-17	Gespräch im Kirchenamt
18-29	Titelthema: Heimat – Ein mehrdeutiger Begriff
30-31	Lesenswert
32-33	Begegnungstage mit dem Hannoverschen Pfarrverein
34-35	Gedanken zum Begriff Heimat
36-39	„Septem mulieres“ – Frauen der Reformation
40-42	Serie – Pfarrfamilie im Ruhestand
43	Termine und Hinweise
44-46	Leistungskatalog

„HEIMAT ist für mich mehr als geographische Herkunft.
Zu wissen, woher man kommt, ist Teil menschlicher Identität.“
Joachim Wanke



GELEIT WORT



Liebe Schwestern und Brüder
im Amt, in der Ausbildung
und im Ruhestand,

„Heimat“ ist ein wichtiges Thema im Leben von uns Pfarrerinnen und Pfarrern. In unserem Berufsleben ziehen wir meist mehrfach um und müssen uns an zunächst fremden Orten neu beheimaten und Wurzeln ausbilden. Unsere Heimerfahrungen und Erinnerungen sind unterschiedlich und je nach Lebenssituation des Einzelnen hat das Thema einen anderen Schwerpunkt. Für den einen ist die Heimat eng an Kindheitserfahrungen gebunden, eine andere findet die Heimat gerade dort, wo sie im Augenblick lebt.

Heimat ist ein altmodisches Wort in dieser schnelllebigen Zeit, wo sich so vieles ständig verändert. Die Frage nach dem Woher und Wohin im Leben beschäftigt viele Menschen in den verschiedenen Generationen. In den vergangenen Monaten haben große Zeitschriften das Thema aufgegriffen.

Die Frage nach Heimat beschäftigt die bei uns Zuflucht suchenden Menschen, aber auch die politischen Strömungen unserer Zeit.

Mit unseren Kirchen, Pfarrhäusern und Gemeinden haben wir einen großen Schatz, Menschen eine geistliche und räumliche Heimat zu geben. Einen Ort für ihre Sehnsüchte und Hoffnungen,

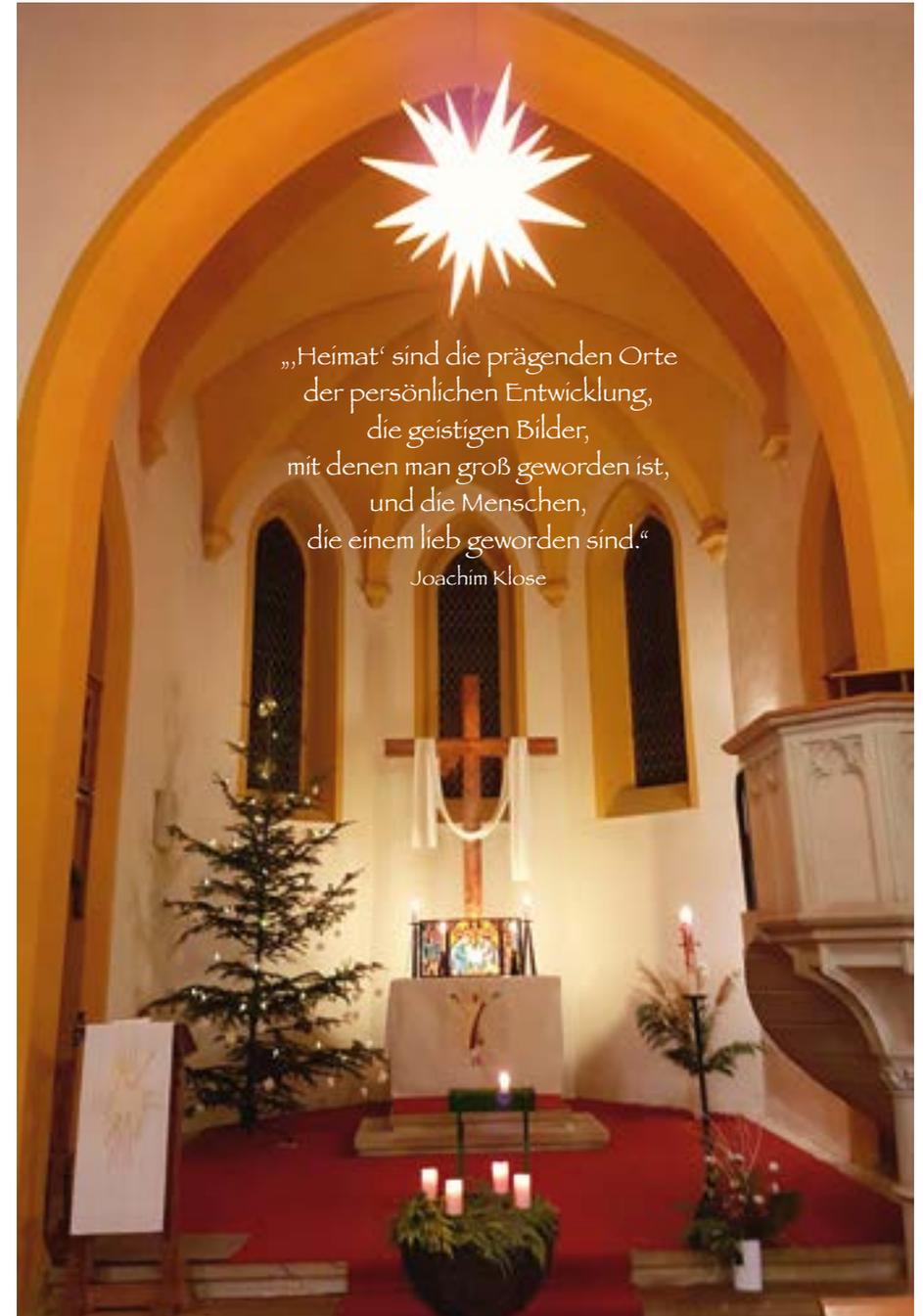
für ihren Glauben an eine friedvolle und gerechte Welt, in der Gottes Wort Menschen untereinander verbindet und Gemeinschaft stiftet.

Aus dem christlichen Glauben heraus können wir eine Antwort geben auf die Frage nach der letzten Heimat, die uns Menschen nach dem Tod verheißen ist. Mein Gesprächspartner zum Thema „Heimat“ ist der Theologe, Physiker und Philosoph Dr. Joachim Klose aus Dresden. Mitglieder der Pfarrvertretung schreiben, was für Sie Heimat bedeutet und welche Gedanken sie dazu haben. Für das Reformationsjahr 2017 gibt es von Julita Decke ein Theaterstück und den Workshop „septem mulieres“, welches Kirchgemeinden bestellen können.

Darüber hinaus finden Sie im Heft den Jahresbericht von Matthias Große, wo zwei Ruheständler eine neue Heimat finden und wie sie diese Zeit gestalten und Beispiele von den Hilfsangeboten der Solidarkasse.

Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre! Bleiben Sie behütet!

Galinde Schmitt



„Heimat“ sind die prägenden Orte
der persönlichen Entwicklung,
die geistigen Bilder,
mit denen man groß geworden ist,
und die Menschen,
die einem lieb geworden sind.“

Joachim Klose

Bericht 2016

des Vorsitzenden des
Sächsischen Pfarrvereins e.V.



Liebe Schwestern und Brüder, immer wenn ich mich gedanklich auf die Jahrestagung vorbereite und mich hinsetze, um den „Bericht des Vorsitzenden“ zu verfassen, merke ich: Es geht auf das Jahresende zu. Es ist Zeit, Bilanz zu ziehen, zurück zu schauen, aber auch nach vorn zu sehen und das zu bedenken, was uns in Zukunft beschäftigen wird. Das will ich tun und das voller Hoffnung, nicht für die Kirche in Sachsen – dafür gab und gibt es Papiere von anderen Personen – sondern für uns Pfarrer in Sachsen.

Pfarrinnen und Pfarrer mit Hoffnung in Sachsen

Die im Jahr 2014 veröffentlichte V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat es nun auch empirisch zu Tage gebracht: Dort, wo Kirche vor Ort ein Gesicht zugeordnet werden kann, dort wird Kirche wahrgenommen und geachtet. Und in den meisten Fällen geschieht das nun einmal über das hauptamtliche Personal, allen voran Pfarrerinnen und Pfarrer. Das ist nicht neu, aber nicht für alle populär.

Wir haben es immer und immer wieder gehört und gelernt: Kirche soll keine Pfarrerkirche sein, Gleichberechtigung im Umgang mit allen ehrenamtlich und hauptamtlich Mitarbeitenden, Dienstgemeinschaft, Förderung von Ehrenamt usw. Sich selbst überflüssig machen, das war die Devise, bis dahin, dass in ein-

zelnen Entwürfen eine Kirche in bunten Farben gemalt wurde, die sich dadurch auszeichnete, dass es keine Pfarrerinnen und Pfarrer mehr gab. Tatsächlich habe ich einmal so einen Entwurf erhalten, von einem Kollegen ausgearbeitet und auf einer Bezirkssynode vorgestellt.

Nun gut. Die Wahrheit liegt, wie so oft, dazwischen. Eine Kirche, in der Hochwürden seinen Schäfchen genau vorgibt, was sie tun und zu lassen haben, ist mit unserem evangelisch-lutherischen Amtsverständnis genauso wenig vereinbar, wie ein Kirche, in der man sich schon fast dafür entschuldigen muss, wenn man aus theologischen Einsichten heraus Dinge so oder so entscheidet, Wert auf liturgische Formen legt und seine Aufgaben als Pfarramtsleiter oder –leiterin bzw. (Stellvertretender) Vorsitzender oder (Stellvertretende) Vorsitzende des Kirchenvorstandes ernst und genau nimmt. Die Kunst ist, Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen, zu beteiligen, zu fördern und zu begleiten.

Ja, wir Pfarrerinnen und Pfarrer prägen auf entscheidende Weise das Bild von Kirche vor Ort mit. Unser Auftrag ist die öffentliche Wortverkündigung und die Verwaltung der Sakramente (KGO §32). Wir leiten mit Gottes Wort die Gemeinde, sind für Gottesdienste zuständig, üben Seelsorge, unterweisen usw. In alldem geben wir Kirche als Gemeinschaft von Gläubigen vor Ort ein Gesicht, und genauso auch von Kirche

als Institution. Dafür sind wir einst angetreten. Diesen Dienst tun wir mit Leidenschaft und Engagement, zumindest haben wir das einmal getan. An dieser Stelle kommt uns Pfarrerinnen und Pfarrern eine große Verantwortung zu, die wir, jeder und jede auf seine bzw. ihre Weise, gern annehmen.

Die Frage ist nur, inwieweit wir von der Gemeinschaft der Gläubigen und vor allem von Kirche als Arbeitgeber dabei unterstützt werden. Denn das ist ja Bestandteil des Ordinationsversprechens: Wir versprechen, uns nach bestem Wissen und Gewissen und mit ganzer Kraft in den Dienst der Kirche und Gemeinde zu stellen. Und uns wird dafür zugesagt: „Unsere Kirche wird dir beistehen und für dich sorgen. Gegenseitiges Vertrauen soll unseren gemeinsamen Dienst prägen.“ (Ordination in der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsen, S.7)

Vertrauen wächst aus Erfahrungen, oder wird eben durch Erfahrungen zerstört. Und dabei verschieben sich die Dinge massiv. Verhalten sich manche Kirchenvorstände als seien sie Aufsichtsräte, die dem Pfarrer oder der Pfarrerin einfach einmal Anweisungen geben können, so scheint das einzige zu sein, was unsere Landeskirche als Würdigung für unseren Dienst bereit hält, das monatliche Gehalt A13, ggf. mit Zulage nach A14. Doch auch diese Sichtweise hat sich in der bundesdeutschen Rechtsprechung in jüngster Zeit als gefährlich erwiesen.

Die Sächsischen Landesbeamten haben es vom Bundesverfassungsgericht schwarz auf weiß: Ihr Gehalt ist durch die Streichung des Weihnachtsgeldes grundgesetzwidrig. Die Folgen: Es gibt

eine Nachzahlung des Weihnachtsgeldes seit dessen Abschaffung. Ein stattliches Sümmchen. Fortan wird das Weihnachtsgeld als Gehaltsbestandteil ausgezahlt. Nun sei aber folgende Überlegung erlaubt: Wenn das Gehalt der Landesbeamten ohne Weihnachtsgeld grundgesetzwidrig ist, wie sieht es dann mit dem Gehalt von uns Pfarrerinnen und Pfarrern aus, die wir ja nur 95% des Gehaltes der Landesbeamten bekommen und das per Synodalbeschluss aus dem Jahr 1997 ab 1998 „bis auf weiteres“ ohne Sonderzuwendungen? Hier ist eine zeitnahe Klärung unbedingt erforderlich. Auf einen entsprechenden Brief von uns an das Landeskirchenamt haben wir bis jetzt keine Antwort. Sollte sich hier nichts bewegen, muss geprüft werden, ob auch wir den Weg über Gerichte wählen. (Anmerkung: Inzwischen wurde auf die Beschlüsse mit einer Gehaltserhöhung um 2,61% rückwirkend zum 01. Juli 2016 reagiert, veröffentlicht ABL. 2016 S. A178f. Auch ein Brief hat uns Ende 2016 erreicht. Eine rückwirkende Zahlung des Weihnachtsgeldes wurde jedoch nicht beschlossen.)

Interessant ist, wie andere Landeskirchen agieren. So führen andere Landeskirchen z.B. wieder eine automatische Durchstufung nach A14 bei entsprechendem Lebensalter ein. Oder als Bemessungsgrundlage des Gehaltes wird nicht mehr die Besoldungstabellen der Landesbeamten herangezogen, sondern die Besoldungstabellen der Bundesbeamten usw. Übrigens: Auch im Evangelischen Kirchenvertrag Sachsens wird für die Bemessung der Höhe der Staatsleistungen die Bundesbesoldungstabelle herangezogen, nicht etwa die

Besoldung der Landesbeamten. Ich zitiere noch einmal: „Unsere Kirche wird dir beistehen und für dich sorgen.“

Doch Geld ist nicht alles. Diese Einsicht fällt manchmal auch dem Landeskirchenamt schwer. Mit Interesse und Freude habe ich vor ein paar Tagen die Meldungen zur intelligenten Urlaubsplanung verfolgt. Ein Angestellter mit 31 Tagen Urlaub kann, bei geschickter Kombination mit Feier- und Brückentagen, im kommenden Jahr auf bis zu 71 Tagen arbeitsfrei kommen. Bei 29 Urlaubstagen, wie in der KDVO bis zum vollendeten 55. Lebensjahr vorgesehen, können es immerhin 67 werden – neben den übrigen Wochenenden natürlich.

Ein Pfarrer bzw. eine Pfarrerin hat nach der aktuellen Urlaubsverordnung bis zur Vollendung des 55. Lebensjahres einen Anspruch auf 43 Tage Urlaub. Da wir ja für jeden freien Tag einen Urlaubstag nehmen müssen, bleibt es bei 43 Tagen im Jahr. Von Wochenenden ganz zu schweigen.

In anderen Landeskirchen stellt man derzeit um. Die Anzahl der Urlaubstage bleibt gleich. Dafür müssen aber nur 6 Tage pro Woche genommen werden. Genauso werden regelmäßig freie Wochenenden für Pfarrerinnen und Pfarrer verbindlich festgehalten.

Ja, die Zeiten wandeln sich. Unsere Verantwortungsbereiche werden größer. Unsere Arbeit verdichtet sich. Und auch die Ansprüche und Erwartungen an das Leben neben dem Pfarramt gewinnen an Bedeutung, was auch geistlich und theologisch in Verantwortung vor unseren Familien nur zu begrüßen ist. Darauf muss unsere Landeskirche Ant-

worten finden, wenn sie motivierte und leistungsbereite Pfarrerinnen und Pfarrer in ihre Gemeinden senden will, die unserer Kirche vor Ort ein einladendes, fröhliches und zufriedenes Gesicht verleihen. Ansonsten werden zunehmend Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Dienst in der Gemeinde vielleicht noch mit Freude gegenüber den Gemeinden tun, aber das Vertrauen gegenüber unserer Kirche, die viele Jahrzehnte getragen und zusammengehalten hat, wird weiter zurückgehen.

In anderen Landeskirchen ist das angekommen. Es ist zu hoffen, dass dies auch die Verantwortlichen in der Leitungsebene unserer Landeskirche erkennen.

Leider war dies in den Monaten seit unserer letzten Mitgliederversammlung nur in Einzelgesprächen zu erkennen, die dann tatsächlich von Wertschätzung und gemeinsamen auch besorgtem Nachdenken über die Zukunft unsere Landeskirche geprägt waren. In den „offiziellen Treffen“ war davon leider nichts zu spüren. Dazu aber später mehr.

Vorstandsarbeit

Von Vereinsseite beschäftigte uns über das ganze Jahr das Thema Wahlordnung. Wie bei der letzten Mitgliederversammlung vorgestellt und beschlossen, möchten wir die Wahlordnung mehr an Kirchenbezirken orientieren. Viele Fragen gab es dabei zu bedenken. Darüber wird im Nachgang noch Tilo Kirchoff berichten, der sich dort in besonderer Weise engagiert hat. Er wird die Wahlordnung noch einmal kurz vorstellen. Sie würde auch Satzungsänderungen nach sich ziehen. Auch das stellt Tilo

Kirchoff dann vor. Im nächsten Jahr soll auf der Mitgliederversammlung darüber beschlossen werden. Was in wenigen Sätzen dargestellt ist, ist verbunden mit vielen Stunden Arbeit, tiefgreifenden Überlegungen und Diskussionen. Wir hoffen aber, dass durch die entsprechenden Änderungen die Vereins- und Vertretungsarbeit breiter legitimiert und erkennbarer in die Pfarrerschaft hineinwirken kann.

Darüber hinaus planten wir ein Treffen mit Kolleginnen und Kollegen des Hannoveraner Pfarrvereins im August in Leipzig. Aller zwei Jahre wird sich seit Anfang der 90er Jahre getroffen. Allerdings sind die Erwartungen an diese Treffen sehr unterschiedlich. Es wird zu überlegen sein, wie diese Treffen auch inhaltlich gefüllt werden können, damit sie eine sinnvolle Fortsetzung finden.

Auf Verbandsebene beschäftigt sich seit vielen Jahren der Vorstand mit der Frage, wie zukünftig die Arbeit des Verbandsvorsitzenden bzw. einer Verbandsvorsitzenden finanziert werden kann. Bisher hat man immer Vorsitzende gewählt, die für ihre Arbeit in ihrem Verein oder in ihrer Vertretung eine Freistellung hatten. Bei Andreas Kahnt ist das nun anders. Seine Kirche hat ihn für diese Arbeit freigestellt. Aber es ist unklar und kaum zu erwarten, dass dies weiterhin geschehen wird. Warum sollte auch eine einzelne Landeskirche einen Vorsitzenden für alle Pfarrvereine der EKD allein finanzieren?

Der Weg mag uns bekannt vorkommen. Als erstes wurde versucht, die EKD davon zu überzeugen, dass es doch in ihrem Interesse sei und vor allem auch zu ihren Pflichten gehöre, eine Vertre-

tung finanziell zu unterstützen. Und auch das mag bekannt vorkommen: Die EKD sieht das anders.

Deshalb wurde nun über eine Selbstfinanzierung durch die Vereine debattiert. Nach vielen Diskussionen, Gesprächen und Voten, in die wir uns immer wieder kritisch eingebracht haben, hat die letzte Delegiertenversammlung beschlossen, mit der neuen Wahlperiode eine Freistellung zu den Bedingungen der Heimatkirche eines Vorsitzenden bzw. einer Vorsitzenden zu refinanzieren. Der Vorsitzende bleibt Pfarrer seiner Landeskirche und erhält weiterhin das Gehalt, was er bisher bekam. Der Verband zahlt die Besoldung an die Heimatkirche und legt den Betrag nach Anzahl der Vereinsmitglieder auf die jeweiligen Vereine um. Insofern werden alle Vereine in gleicher Weise beteiligt.

Wechsel im Vorstand

In der Zusammensetzung des Vorstandes gab es in diesem Jahr einige Veränderungen. Durch den Wechsel von Pfr. Stephan Rost in eine andere Landeskirche galt es, die Stelle eines Stellvertreters im Leipziger Bereich neu zu besetzen. So beriefen wir Pfr. Dr. Heiko Jadatz aus Roßwein als stellvertretendes Mitglied in unseren Vorstand.

Außerdem hat Pfrn. Katrin Jell ebenfalls unseren Vorstand und unseren Verein durch Stellenwechsel in die EKBO verlassen. Ihr Abschied aus dem Vorstand war sehr bewegend. Sie erzählte sehr persönlich, was sie zum Wechseln gebracht hat. Dabei spielen Geld oder persönliche Vorteile keine Rolle, vielmehr ging es ihr um Akzeptanz, um Fairness, um Würdigung, wenn man so

will um Fürsorge und Vertrauen. Wir danken ihr auf alle Fälle für ihren Einsatz in unserer Kirche und in unserem Vorstand. Sie hat uns manchen Blick aus persönlicher Betroffenheit heraus geschärft und uns so sensibel gemacht für wichtige Themen.

Ihre Stelle für die Theologinnen ist noch nicht besetzt, genauso wie die Stelle von Pfrn. Annegret Fischer, die aus persönlichen Gründen den Vorstand verlassen hat, nicht wieder besetzt werden konnte.

Die Mitgliederzahl unseres Vereines ist weiter wachsend. So gab es im Berichtszeitraum 4 Austritte, davon drei durch den Wechsel Landeskirche zustande kamen, 3 Todesfälle und 14 Eintritte. Damit hat unser Verein aktuell 570 Mitglieder.

Der Vorstand als Pfarrervertretung

Vielleicht haben sich bis jetzt manche gewundert, dass die Themen aus der Vorstandsarbeit bisher noch nicht so gravierend schienen. Aber es gilt zu unterscheiden. Was sind Themen, die nur den Verein betreffen, und wo überschneiden sich Vereins- und Vertretungsarbeit bzw. wo handelt es sich nur um Vertretungsarbeit.

Und hier kommt es gleich zum Dauerbrenner seit vielen Jahren. Auch wir haben das Thema Freistellung für die Vertretungsarbeit nach den Wechseln im Personaldezernat und in der Bischofskanzlei neu ins Gespräch gebracht. Gegenüber Landesbischof Dr. Rentzing wurde es auf die Tagesordnung für unser erstes Gespräch mit ihm gesetzt. Leider war dafür im Gespräch keine Zeit mehr. In einer zeitnahen schriftlichen

Stellungnahme dazu verwies er auf die Gespräche zu diesem Thema mit Präsident Dr. Kimme und Personaldezernentin OLKRin M. Klatte. Dort würden die Gespräche „fachkundig begleitet und bedacht“. Soviel zu diesem Versuch.

Für die Frühjahrssynode stellten wir daneben auch den Antrag auf Freistellung für die Arbeit der Pfarrervertretung. Wir beschrieben die Aufgaben und boten uns für ein Gespräch an. Der Antrag wurde im Rechtsausschuss behandelt. Ohne Rückfragen wurde uns ein Schreiben vorgestellt, dass die Arbeiten, die wir machen würden, ja überwiegend Vereinsarbeit wären und deshalb die Landessynode keine Veranlassung sieht, dafür Stellenanteile zu planen. Das verwunderte schon sehr und in einem erneuten Schreiben brachten wir dies klar zum Ausdruck. Noch einmal baten wir um ein Gespräch. Doch bis heute haben wir auf dieses Schreiben keine Antwort.

„Unsere Kirche wird dir beistehen und für dich sorgen. Gegenseitiges Vertrauen soll unseren gemeinsamen Dienst prägen.“

In der Frühjahrssynode wurde auch das Superintendentengesetz beraten und beschlossen, nachdem es in der vorangegangenen Herbstsynode auf Intervention der Pfarrervertretung von der Tagesordnung genommen worden war, weil wir nicht einbezogen worden sind. In unserer Stellungnahme machten wir daraufhin deutlich, dass dieses Gesetz bei allen Ausführungen zur Dienstaufsicht und dem Verhältnis Superintendent, Gemeinde und Pfarrerschaft nicht die Fürsorge für die Pfarrerschaft mit aufgenommen habe. Leider fand dies kein Gehör mit der Begründung, die

Fürsorgepflicht sei ja an anderer Stelle festgehalten.

Wenn das das Kriterium wäre, wäre das ganze Gesetz nicht nötig gewesen, denn letztlich wurden in ihm mehr oder weniger nur sämtliche Regelungen zum Dienst des Superintendenten, die bisher in verschiedenen Gesetzen standen, zusammengefasst. Nur eben nicht die Fürsorgepflicht.

Unser Drängen auf Klarheit im Blick auf den Dienst des Superintendenten in der Ephoralgemeinde fand kein Gehör.

Auch zur Änderung des Kandidatengesetzes votierten wir. Dabei ging es im Wesentlichen um die Verlängerung der Vikariatsausbildung auf 2 ½ Jahre, um die praktische Vorbereitungszeit v.a. durch einen KSA-Kurs zu intensivieren. Ob sich das bewähren wird, wird sich zeigen.

Aktuell sind wir gespannt auf die Herbstsynode, die am kommenden Wochenende tagen wird. Dort soll u.a. eine Änderung im Versorgungsgesetz beschlossen werden. Bisher werden allen Pfarrern und Pfarrerinnen, die am 30.06.2001 im Dienst der Landeskirche waren, bis zum vollendeten 27. Lebensjahr 10 Dienstjahre für die Pension pauschal zuerkannt. Diese Regelung wurde eingeführt, um diejenigen, die in der Zeit der DDR berufliche Nachteile durch ihre Entscheidung, Pfarrer oder Pfarrerin werden zu wollen, in Kauf genommen haben, zu würdigen und dies anzuerkennen.

Diese Regelung soll abgeschafft werden. In Härtefällen kann ein Antrag auf Einzelprüfung gestellt werden. Betroffenen davon sind alle, die zum besagten Stichtag im Dienst der Landeskirche wa-

ren und zwischen 1961 und u.U. 1975 geboren worden. Über den finanziellen Vorteil für unsere Landeskirche konnte uns bisher niemand eine Auskunft geben. Dieser wird vermutlich auch minimal sein. Es geht letztlich nur um den Zeitpunkt des Erreichens der vollen Pensionsansprüche, was aber keinerlei Auswirkungen auf das Pensionseintrittsalter hat. Was aber emotional geschieht, ist viel weitreichender. Einem Pfarrer oder einer Pfarrerin die bereit waren, ihren Dienst in dieser Kirche unter schwierigen Bedingungen und unter Inkaufnahme persönlicher Nachteile z.T. für die ganze Familie zu tun, soll nun ein Stück Würdigung und Anerkennung genommen werden. Und als Angebot können sie zu Bittstellern werden.

Eine zweite Gruppe, für die diese Gesetzesänderung, sollte sie so verabschiedet werden, nachteilig sie könnte, sind Pfarrehepaare, die sich eine Pfarrstelle teilen mussten.

Juristisch mag dies alles logisch und nachvollziehbar sein, wobei das im Blick auf Besitzstandswahrung ggf. geprüft werden müsste. Dies fördert auf alle Fälle kein Vertrauen und lässt Fürsorge in einem interessanten Licht erscheinen.

Im Gespräch mit Präs. Dr. Kimme haben wir versucht, diese emotionale Seite hervorzuheben. Ob das angekommen ist, darf bezweifelt werden.

(Anmerkung: Inzwischen hat die Landessynode getagt und die Gesetzesänderung beschlossen. Eine Korrektur wurde gemacht: Es betrifft nun „nur“ noch die Geburtsjahrgänge 1963-1975./veröffentlicht im ABL. 2016 S. A 2016)

Was noch geschah

Die Anzahl der Anfragen von Schwestern und Brüdern im Amt nimmt zu. Oft geht es juristische Fragen, um die Bitte um Begleitung bei Personalgesprächen, manchmal auch um seelsorgerliche Fragen. Selbst die Vikarinnen und Vikare nehmen uns wahr. So wurden wir gebeten, bei einem Gespräch zwischen Vikarinnen und Vikaren und Personaldezernentin OLKRin M. Klatte mit dabei zu sein, da es einige Irritationen gegeben hatte. Diese konnten aber ausgeräumt werden.

Wir bringen uns ein in den Gesprächen, bieten Rat und Unterstützung und freuen uns, wenn es positive, aber auch kritische Rückmeldungen gibt.

Blick ins neue Jahr

Liebe Schwestern und Brüder, wir befinden uns nun am Beginn eines Jahres, in dem wir auf 500 Jahre Reformation zurückschauen. Was mag Martin Luther und die Reformatoren damals umgetrieben haben? Welche Hoffnungen und Erwartungen hatten sie? Vieles haben wir darüber gelernt und hören wir bis heute.

Stärkung fanden sie zunächst und zuallererst in Wort und Sakrament, im Studium der Bibel und in der Feier der Gegenwart Jesu Christi. Und sicherlich fanden sie Stärkung auch in der Gemeinschaft mit Schwestern und Brüdern. Dort wurde um Erkenntnisse gerungen, miteinander diskutiert, abgewogen, sich bestärkt und einander unterstützt.

Gerade dann, wenn die Verhältnisse sich ändern und manches in Wanken gerät, wird der Blick für das geschärft,

was Halt gibt und stärkt. Vielleicht liegt darin die Chance angesichts der Entwicklungen, die wir in unseren Tagen erleben. Wort und Sakrament sind geblieben. Wir stehen unter demselben Zuspruch und Anspruch des Evangeliums wie unsere Väter und Mütter im Glauben.

Und Gemeinschaft kann neu entstehen. Vertrauen kann wachsen, wenn offen und ehrlich miteinander umgegangen, miteinander geredet und aufeinander gehört wird.

Dabei kommt uns Pfarrern und Pfarrer große Verantwortung zu. Nehmen wir das an! Leben wir das im Miteinander mit Schwestern und Brüdern vor Ort, auch wenn die Entfernungen größer werden. Fordern wir das gegenüber den kirchenleitenden Organen immer wieder ein. Und: fördern einen solchen Umgang auch in den Gemeinden und Regionen, wo wir tätig sind.

Dann dürfen wir tatsächlich Pfarrern und Pfarrer mit Hoffnung in Sachsen sein. Dann wird unsere Kirche, Kirche mit Hoffnung in Sachsen werden und bleiben, eine Kirche, in der wir mit Überzeugung dienen und eine Kirche, die für uns sorgt – auch wenn Gebiete sich vergrößern und die Anzahl der Gemeindeglieder rückläufig ist.

Meißen, am 7. November 2016



Matthias Große, Pfr., Vorsitzender



Aus der Arbeit der Solidarkasse 2016

Wolfgang Müller,
Superintendent i. R.

Zwei Rückmeldungen haben mich bei der vergangenen 15. ökumenischen Kurgemeinschaft in Gohrlich besonders berührt:

Ein 82-jähriger Theologieprofessor aus der tschechoslowakischen hussitischen Kirche veröffentlichte nach seiner Rückkehr von der Kur einen Artikel in der Zeitschrift seiner Kirche:

„Die Solidarkasse des Sächsischen Pfarrvereins hat die Mitglieder der reformierten Kirchen aus Rumänien, der Tschechischen Republik und der Slowakei zu einem dreiwöchigen Kuraufenthalt in diesem Jahr schon zum fünfzehnten Mal nach Bad Gohrlich in der Sächsischen Schweiz eingeladen. Die ökumenische Gemeinschaft und die Betreuung von der Seite des Sanitäts- und Hotelpersonals erfreuten den Körper sowie die Seele. Eine beachtenswerte Zeugenschaft von dem lebendigen Glauben der sächsischen Pfarrer ist die Existenz und Wirkung der Solidarkasse, in die die Mitglieder des ständischen Pfarrvereins, der mehr als eine Hälfte der sächsischen Geistlichen vereinigt, freiwillig beitragen. Sie empfinden die Solidarität in der Geschichte mit uns – wir haben die Zeit der atheistischen Unterdrückung gemeinsam erlebt – und werden der Perspektive in der Europäischen Union in der anspruchsvollen Zeit des Zusammenstehens von Zivilisationen bewusst. Für die Solidarität und ihren konkreten Ausdruck bei der Zahlung der Pflegekosten sind wir unseren Nachbarn herzlich dankbar ... Für die Zukunft, deren Perspektiven z. Zt. auftauchen und entstehen, ist ein Dialog in den Kirchen und in der ganzen Gesellschaft

über die christlichen Gründe unserer Zivilisation und Kultur zu führen. In den Gesprächen waren wir im Klaren, dass unsere Kirche sich auf einen der ersten Reformatoren Magister Jan Hus bezieht, dabei eine der jüngsten reformierten Kirchen ist. Wir wurden des direkten und unmittelbaren geschichtlichen Zusammenhangs unserer Brüder und Schwestern in Schlesien, der Slowakei und in Rumänien mit der Weltreformation bewusst. Ihre Frömmigkeit wird von der Reformationserkenntnis auf Gottesgnade, Gehorsam des Gesetzes und Disziplin beeinflusst. Unsere geschichtlichen Zusammenhänge sind durch den Machtdruck der Kirche und des Staates gekennzeichnet...
– Zdeněk Kučera –“

Übersetzung: Kveta Drahekoupilova

Diesen Blick auf ein notwendiges versöhntes Miteinander bringt er auch noch einmal in seinem persönlichen Dank an mich zum Ausdruck:

„Sehr geehrter Herr Superintendent, besten Dank für die schöne Tagen, die wir in Bad Gohrlich erlebt haben. Es ist in unserer Zeit fast ein Wunder, was die Solidarkasse des Sächsischen Pfarrvereins für den Aufbau der Beziehungen der Kirchen in Ost-Mitteleuropa leistet. Es ist die gemeinsame traurige politische Vergangenheit, die uns nahe verbindet. Es ist zugleich die Hoffnung an gemeinsame gute Zukunft, die uns stärkt. Das ist wichtig in der Gemeindegarbeit, glau-



be ich, zu verbreiten.

Denn die Geschichte schreitet „Dei providentia et hominum confusione“, und die Fehler, die unter unseren Nationen gemacht wurden, möchten wir nie wiederholen. Und Ihre Aktion bildet dafür einen starken Hintergrund.

Dei gratias. In Verbindung in Christo Jarmila und Zdeněk Kučerovi“

Mit einer kleinen Gruppe von den Teilnehmern führte ich ein Gespräch über die Akzeptanz unseres Kurangebotes. Das Ergebnis war für mich überwältigend in Bezug auf die Dankbarkeit, an einem solchen großzügigen Angebot teilnehmen zu dürfen; angefangen von der Feststellung „So etwas könnten wir uns zu Hause nie und nimmer leisten.“ über „Es ist einfach wunderbar, drei Wochen in dieser herrlichen Umgebung bei



Die älteren Kinder der beiden lettischen Familien beim Besuch in Pillnitz.



Die lettische Familie Otomers in Rathen. Sie sind mit ihren fünf Kindern angereist.

guter Betreuung und physiotherapeutischer Behandlung verbringen zu dürfen“ und „Wir sind dankbar für die vielen Gespräche und die Schwestern und Brüder aus den anderen Kirchen, die wir kennengelernt haben und die Gemeinschaft, die dadurch entstanden ist.“ bis hin zu „Sagen Sie unseren Dank allen, die zu diesem großartigen Angebot beitragen“.

Dieser Grundtenor der Dankbarkeit fügt sich ein in die Rückmeldungen aus den Urlaubsangeboten, die wir auch im vergangenen Jahr wieder durchgeführt haben: Neun Familien aus den drei ev. Kirchen Tschechiens und der ev. Kirche AB der Slowakei konnten ihren Urlaub im kirchlichen Feriendorf Lubmin verbringen, sechs Familien der ev. Kirche der Böhmisches Brüder Tschechiens und der ev. Kirche AB der Slowakei in Hüttengrund; zwei Familien aus der ev.-luth. lettischen Kirche in Rathen und zwei Familien der ev.-luth. Kirche Russlands in Leipzig-Markleeberg. Auch das Angebot der Notstandshilfe wurde in einigen Fällen in Anspruch genommen.

Die große Dankbarkeit, die mir dabei immer wieder begegnete, möchte ich gern – auch im Namen des Vorstandes – an Sie, die Unterstützerinnen und die Unterstützer der Arbeit der Solidarkasse weitergeben.

Superintendent i.R. Wolfgang Müller, Geschäftsführer



Rumänische Teilnehmer der Kurgemeinschaft

Bischofsgespräch im Landeskirchenamt Dresden

Im Dezember des vergangenen Jahres traf sich die Pfarrervertretung im Landeskirchenamt mit Landesbischof Dr. Rentzing zum Gespräch. Nach der Vorstandssitzung begann mit einer Morgenandacht in der Kapelle des Landeskirchenamtes die Zusammenkunft mit dem Landesbischof. Das Gespräch war von Offenheit und gegenseitigem Interesse geprägt. Themen waren u.a. das Papier „Kirche mit Hoffnung in Sachsen“ und die „Handreichung für die Segnung von Paaren in eingetragener Lebenspartnerschaft“.

Die Pfarrervertretung wünscht sich von den kirchenleitenden Organen einen besseren Informationsfluss, um solche wichtigen Informationen nicht aus der Presse zu erfahren.

Die jährlichen Pfarrertage in den Regionen wurden als wichtige Veranstaltungen und Gesprächsmöglichkeiten mit der Pfarrerschaft zu aktuellen Themen herausgehoben.

Die Pfarrervertretung nimmt insgesamt eine hohe Loyalität der Pfarrerschaft zur Landeskirche wahr. Der Landesbischof nimmt hierbei eine wichtige Rolle als leitender Seelsorger ein und kann wichtige geistliche Impulse in die Gemeinden hinein geben.

Weitere Gesprächsthemen waren die revidierte Lutherbibel, die anstehende Überarbeitung des Gesangbuches, der Taufsonntag und die Mitgliederentwicklung der Landeskirche mit ihren Folgen für die unterschiedlichen Arbeitsbereiche.

Die Frage, wie wir als Kirche in die Gesellschaft hinein wirken können, bleibt wichtig, in allem was wir tun.

Landesbischof Dr. Rentzing entlastete die Pfarrerinnen und Pfarrer von der Verantwortung für den Mitgliederschwund. Er wünscht sich Pfarrerinnen und Pfarrer, die an ihrer Kirche mit bauen und das Evangelium den Menschen verkündigen.

(gs)



„Weil Heimat immer auch das Wieder-Erkennen von Situationen bedeutet, ist es gar nicht verwunderlich, dass es inzwischen Menschen gibt, die sich im ICE oder in der Lufthansa-Lounge zu Hause zu fühlen.“

Hartmut Rosa



Heimat...

– ein mehrdeutiger Begriff

Gespräch mit Dr. Joachim Klose, Landesbeauftragter der Konrad-Adenauer-Stiftung im Freistaat Sachsen und Leiter des Politischen Bildungsforum Sachsen.

Sehr geehrter Dr. Klose, wann haben Sie begonnen, sich mit dem Thema „Heimat“ zu beschäftigen?

Der Auslöser war nicht die aktuelle Flüchtlingskrise, sondern 2004 ist die NPD in den Sächsischen Landtag gekommen. Es hat mich persönlich irritiert, dass eine extremistische Partei in den Landtag gewählt wurde. In der Folge dachte ich, dass wir uns damit intensiver beschäftigen müssen und versuchen zu verstehen, was die Menschen an die NPD bindet, warum sie überhaupt NPD wählen. Ich konnte mir das nicht vorstellen. Ich habe dann Wahlplakate analysiert und festgestellt, dass drei Begriffe eigentlich immer wiederkehren: Arbeit, Familie und Heimat. Mit dem Thema Arbeit und Wirtschaft beschäftigen sich alle Parteien, mal mehr, mal weniger. Die CDU vielleicht besonders stark, aber die anderen auch. Ohne die materielle Basis funktioniert eine Gesellschaft nicht. Familie, die Form des Zusammenlebens, ist eine Bruchlinie, die wir immer wieder diskutieren. Etwa: Wie gestalten wir Sozialräume. Der Unterschied war der Heimatbegriff. Damit wollte ich mich beschäftigen. So habe ich in den letzten 12 Jahren über 120 Abendveranstaltungen angeboten und 25 Tagungen nur zum Heimatbegriff.

Daraus sind auch fünf Bücher entstanden. Wir haben natürlich viele Facetten beleuchtet: z.B. Heimat und Sprache, Heimat und Ort, Heimat und Transzendenz. Ich empfinde den Heimatbegriff als einen der wenigen und positivsten Begriffe, die wir eigentlich haben. Er ist aber changierend. Aufgrund dessen haben wir ihn oft zu recht vermieden. Zwei Aspekte gehören dazu, einmal der Missbrauch des Begriffes, einmal der Gebrauch. Festhalten möchte ich, dass Heimat unser positives Wirklichkeitsverhältnis zu unserem Umfeld kennzeichnet. Es gibt keine negative Heimat, sondern nur positive Heimaten. Dieses positive Umfeld nennen wir dann Heimat. Normalerweise spricht man darüber nicht, denn jemand der beheimatet ist, redet nicht über Heimat. Er hat ja eine Heimat. Wenn Sie jemanden in der Sächsischen Schweiz fragen, der dort verortet ist, wird wahrscheinlich sagen, dass Heimat für ihn das ist, was ihm dort täglich begegnet.

Bei mir ist das anders. Wir sind dreimal umgezogen. Von Jena aufs Dorf, von dort nach Eisenach in die Stadt und vor fast vier Jahren nach Pirna. Für mich hat das Thema Heimat schon Bedeutung. In Abständen frage ich mich, wo ich denn zu Hause bin, wo ich leben will, wo ich alt werden möchte.

Das ist das Prozesshafte des Heimatbegriffs. Ich glaube, es ist kein statischer Begriff. Es sind Schichten von

Heimaten. Wir kennen die Heimat der Kindheit, der Schulzeit, des Studiums, der ersten Pfarrstelle und wissen um die Veränderung. Jeder Heimatbegriff bildet sozusagen ein Beziehungsgefüge aus. Er verortet sie immer wieder neu. Wenn sie spontan gefragt werden, was für Sie Heimat ist, nennen viele Leute erst einmal ihren Geburtsort, die erste Heimatschicht, ihre früheste Kindheit. Das reicht aber gar nicht aus. Die Orte sind nur die eine Seite der Beheimatung. Dazu gehört auch die Wohnung, das Haus, die Straße, die Region, aus der wir kommen. Die früheste Prägung findet in der ersten Kindheit statt, durch äußere Artefakte, z.B. durch den Dialekt, durch die Kleidung, die Trachten, durch die Mentalität, durch die Speisen, durch die Landschaft, durch die Farne der Sonne und des Umfeldes. Aber der Heimatbegriff besitzt neben diesen äußeren Artefakten noch eine zweite Ebene. Das ist die Ebene der Annahme, der Geborgenheit, der Sicherheit. Wenn Sie nach Heimat fragen, fragen Sie eigentlich nicht so sehr nach den äußeren Artefakten, sondern eher, wo Sie sich geborgen fühlen, wo Sie sich sicher und angenommen fühlen.

Der erste Aspekt von dem, was Heimat ausmacht, sind die Orte. Die Orte sind aber eher akzidentiell, weil ich mich als erwachsener Mensch auch in andere Orte hineindenken kann. Der zweite von mir zu prägende Begriff von Heimat ist die zeitliche Dimension, die Sinnstiftungsdimension, welche die Narrationen beinhaltet. Dabei geht es nicht um objektive Geschichte, sondern es geht um gemeinsam durchlebte Geschichte. Man tauscht sich im Gespräch über ver-

gangene Ereignisse aus und stellt fest, wie die Ereignisse für einen selbst Sinn machen. Warum trifft man sich und erzählt einander, was früher geschehen ist? Weil man sich ständig abstimmt, ob man die gleiche Wahrnehmung dieser früheren Ereignisse hat. Das tut man auch über das eigene Erleben hinaus, z.B. in der Deutung von geschichtlichen Ereignissen, auch von geschichtlichen Linien. Die Narration spielt hierbei eine sinnstiftende Rolle. Dort kommt die Religion sehr stark ins Spiel. Die Religion ist auch eine sinnstiftende Erzählung, sie versucht unserem Lebenszusammenhang eine Sinndeutung zu geben. Sie stellt uns in einen Kontext. Den Kontext der Offenbarung, der Überlieferung und der religiösen Praxis.

Bleiben wir zunächst bei der Religion. Fest- und Feiertage sind dabei wichtig und auch Rituale. Ich sehe das nicht nur im Lebenslauf, sondern auch im gesellschaftlichen und kirchlichen Prozess. Gemeint sind wiederkehrende Ereignisse an denen sich Menschen orientieren und in denen sie sich verorten und wo sich Traditionen herausbilden können, wo sich Ereignisse wiederholen.

Das ist ein wichtiger Punkt. Gerade auch die zeitliche Dimension, die mit der Narration verknüpft ist. Die erzählte Geschichte findet ihre Ausdrucksform dann in bestimmten Strukturen unseres Alltags. Beispielsweise im Kirchenjahr. Es hat eine bestimmte Struktur, die sehr stark auch an die Genese der Landwirtschaft gebunden war, an die Folge der Jahreszeiten und an die Fruchtfolge. In dieser Rhythmik wurde das Jahr

und auch der einzelnen Tag gestaltet. Ich versuche, die Begriffe immer auch säkular zu formulieren. Jeder bildet in seinem eigenen Leben Rituale aus. Diese sind für den Einzelnen dann Beheimatung, z.B. wenn ich morgens meinen Kaffee trinke und die Zeitung lese. Das strukturiert meinen Tag und dadurch finde ich Halt und Orientierung. Es gibt einen Kulturphilosophen, Johan Huizinga, der hat das schöne Büchlein geschrieben „Homo ludens“, „Der spielende Mensch“ oder auch „Das Leben als Spiel“.

Normalerweise sind wir mit unserer physischen Gegebenheit, unserem Körper, in die Wirklichkeit eingebunden. Aber alles, was für uns wesentlich ist, sind eigentlich Unterbrechungen dieses Eingebundenseins in eine kausale Wirklichkeitsstruktur. Diese Unterbrechungen sind anders strukturiert, d.h., es wird Wirklichkeit simuliert, nachgestellt, in ritualisierter Form gebaut. Huizinga sagt, dass diese Unterbrechungen eigentlich immer gespielt werden. Das heißt, Kultur wird gespielt, Liturgie wird gespielt, unser täglicher Ritus wird gespielt. Dieses Spiel bestimmt unser Leben. Dieses Lebensspiel macht für mich Beheimatung aus.

Ein Spiel im positiven Sinne? Der Begriff des Spielens in dem Zusammenhang ist für mich eher ambivalent.

Ich meine damit nicht, die oberflächliche Leichtigkeit, sondern ich meine eine gewisse Ernsthaftigkeit. Spiel ist für mich eine zeitliche Unterbrechung einer Kausalstruktur, wodurch ich einen anderen Blick auf die Wirklichkeit bekomme, sie wichten und bewerten kann.

Bedeutet das, im gefahrfreien Raum Neues auszuprobieren?

Ja. So funktioniert auch Liturgie. Liturgie ist ein religiöses Spiel, bei dem Menschen die Möglichkeit haben über Gott und die Welt nachzudenken. Wenn sie beten, dann meinen sie ja in ein Beziehungsgefüge zu treten, was sie mit einer Wirklichkeit verknüpft, die eigentlich außerhalb unserer physischen Existenz ist. Im Alltag tritt sie immer wieder in den Hintergrund, wird aber immer wieder sichtbar, weil sie unser Handeln mitbestimmt. Wir brauchen diese Räume, denn sie sind Beheimatung. Dazu gehört die Rhythmik des Gottesdienstes, des Betens, der Meditation, die Rhythmik einer sportlichen Wiederholung u.a. Es ist immer ein Stück Unterbrechung und damit Justierung und auch Verortung.

Lassen Sie mich den dritten Punkt noch ergänzen, dann habe ich die Heimatdefinition abgeschlossen:

1. Die Orte, die wichtig sind, wo und wie ich wohne bis hin zur Region.
2. Die zeitliche Dimension, Narration, die Wirklichkeit als Spiel.
3. Der Sozialraum.

Wenn Sie junge Leute heute fragen, was für sie Heimat ist, werden sie meist ihre Freunde nennen, die Kommunikation über soziale Netzwerke, wie Facebook, u.ä.

Mein Heimatbegriff ist nahe an Max Frisch der sagt:

„Heimat ist der Mensch, dessen Wesen wir vernehmen und erreichen.“
Diese Wahrnehmung hat sich im Verlauf meines Lebens wahrscheinlich durch die häufigen Ortswechsel

herausgebildet, die es erforderlich gemacht haben, mich immer wieder auf neue Menschen einzulassen und mit äußeren Veränderungen zu leben.

Welchen Zugang ein Mensch zum Heimatbegriff findet, über die Orte, über die Sinnstiftungsstrukturen oder über den Sozialraum ist unterschiedlich. Alle drei Punkte sind wichtig und gehören zusammen. Das ist wie ein Schemel der auf drei Beinen steht. Er kann auch mal die eine oder andere Verstärkung haben.

Den Sozialraum müssen wir aufmerksam betrachten. Das hat nichts mit der Flüchtlingskrise zu tun, sondern zunächst mit der Veränderung des Sozialraumes in den letzten 20 Jahren. Wir könnten im Prinzip alle Flüchtlinge der letzten beiden Jahre in Sachsen aufnehmen. Denn Sachsen hat seit 1988 über 1 Mill. Einwohner verloren. Die Zuwanderung betrug bis Ende 2015 ca. 890.000 Menschen. Sie wissen aber genau was passieren würde, wenn es so käme. Ich habe in Zittau mal eine Veranstaltung durchgeführt zum Thema: „Wird die Demografie zur Gefahr für die Demokratie?“. Dort stand ein älterer Herr auf und sagte: „Was meinen Sie denn. Ich habe einen Dreiseitenhof ausgebaut. Ich habe zwei Söhne. Der eine ist in Shanghai der andere in Frankfurt/Main. Glauben Sie, dass die beiden zurückkommen?“ Natürlich nicht. Hätte ich gesagt, dass er eine syrische Familie aufnehmen könnte, wäre er wahrscheinlich wütend geworden.

Ich meine damit, wenn die jungen Leute weggehen, wenn der Sozialraum sich massiv verändert, dann irritiert das die Älteren. Man stellt sich automatisch Fra-

ge nach dem Lebenssinn, nach der eigenen Lebensleistung, die man vollbracht hat und ob diese von der nachfolgenden Generation nicht wertgeschätzt wird.

Es müssen auch weitere Zahlen zur Demografie ergänzend herangezogen werden. Bei demografischen Schrumpfungprozessen schmilzt die Bevölkerung nicht ab wie ein Eisberg, sondern sie sind mit starken Schwankungen verbunden. Man unterscheidet zwischen der Fertilität, also den geborenen Kindern und der Migration. Entscheidend ist die Migration. Zuerst verlassen diejenigen die Region, die sich bessere Chancen versprechen. So haben Sachsen mehr Frauen als Männer verlassen. Wir haben in Sachsen einen Männerüberschuss von 11 Prozent. In Mittelsachsen, wo Clausnitz liegt, leben 16,7 Prozent mehr Männer als Frauen. Es gibt in Sachsen Orte mit 30 Prozent mehr Männern. Das ist ein wichtiger Befund. Es gibt sehr große Ungleichverteilungen. Dresden und Leipzig wachsen. Man rechnet mit ca. sieben Prozent bis 2030. Der ländliche Raum schrumpft umso mehr. Das Erzgebirge hat bereits 25 Prozent der Bevölkerung verloren. Wir haben Orte, die haben die Hälfte der Bevölkerung verloren: Hoyerswerda und Johanngeorgenstadt. Das lag an einer monokausalen Industrie. Einerseits Braunkohletagebau, andererseits Uranbergbau.

Und auch die Schulabbrecherquote spielt eine Rolle. Die Sachsen stehen in einigen Fächern bei PISA auf Platz 1. Wir haben aber auch eine der höchsten Schulabbrecherquoten in der Bundesrepublik. Lange Zeit lag sie bei elf Pro-

zent, jetzt liegt sie bei ca. acht Prozent. Was machen die jungen Männer im ländlichen Raum, die die Schule abgebrochen haben, aber auch keine Freundin finden? Was ist deren Sinn und Lebensperspektive? Wo gehen die hin? Darin liegt eine explosive Sprengkraft. Der Ausgangspunkt war die Demografie. Diese Veränderung nehmen wir massiv wahr. Auch in einer Großstadt wie Dresden gibt es Reibung. Wir haben eine große ältere Bevölkerung mit einem starken Beharrungsvermögen und eine große jüngere Bevölkerung, die zugezogen und sehr mobil ist. Was wir derzeit an Spannung erleben, an Fliehkräften in der Gesellschaft, das liegt auch darin begründet.

Dann tritt auf Dresdens Straßen eine Bewegung auf, die meint, nicht mehr mitzukommen und nicht Teil der gesellschaftlichen Entwicklungen zu sein, und die meint, deshalb auf der Straße Demonstrieren zu müssen. Ich brauchte dazu nur das Koordinatensystem zum Heimatbegriff auszulesen, um die Problematik zu verstehen.

Es gibt hier viele Menschen, die sich noch nie aus ihren Orten fortbewegt haben, aber sehr stark das Gefühl haben, einen Heimatverlust zu erleben. Hermann Lübke, ein Schweizer Philosoph, beschreibt in einem kleinen Aufsatz „Denkmalschutz oder die Paradoxie Altes neu Alt zu machen“ die Veränderung der Städte. Er geht davon aus, dass, wenn man zwei bis drei Prozent der Bausubstanz in der Umgebung im Laufe seines Lebens verändert, der Mensch sich nicht mehr beheimatet fühlt. Sehen Sie sich doch die baulichen Verände-

rungen der letzten beiden Jahrzehnte in unseren Städten und Gemeinden an. Wichtig beim Heimatbegriff ist die Schichtung, dass sich jeweils das Beziehungsgefüge mit dem o.g. Dreibein ausbildet. Mit der Überhöhung nur eines Aspektes wird man m.E. dem Heimatbegriff nicht gerecht, sondern ermöglicht den Missbrauch. Heimat kann sich auch nicht nur in Sozialbeziehungen ausdrücken, sondern muss sich materialisieren. Zur Beheimatung gehört die Verantwortung. Es kommt drauf an, auch Verantwortung zu übernehmen für das Gemeinwesen und für die Gesellschaft und diese ist konkret an bestimmten Orten und zur rechten Zeit.

Darauf möchte ich vor dem Hintergrund kommen, ob und wie man eine politische Heimat beschreiben und erschließen kann?

Das kann man runterbrechen auf die politischen Strömungen. Die Heimat der Sozialdemokratie oder die Heimat der Christdemokratie.

Wenn man über politisches Engagement nachdenkt, dann ist zunächst das Interesse am Gemeinwohl vorrangig. Es geht dabei meist nicht um die Karriere und das Machtstreben. Genau das ist auch 1989 passiert bei denen, die Verantwortung übernehmen wollten für ihr Gemeinwesen, für die Struktur. Das ist im Prinzip der erste Schritt: Wer beheimatet ist, übernimmt Verantwortung für seine Region, weil er um die Veränderlichkeit weis. Heimat ist dynamisch, nicht statisch. Heimat muss sich immer wieder angeeignet werden. So verstehe ich auch das Pauluszitat: „Eure Heimat ist im Himmel.“

Das ist die nächste Heimat, die letzte Heimat, am Ende des Lebens, wenn wir in Gott hineingehen.

So ist es. Es sind diese Schichten, die sich immer wieder ablösen, die immer wieder freigestellt werden. Wir Menschen sind kreativ aktiv, wir eignen uns stets neue Dinge an. Wir müssen uns immer wieder neu verbeheimaten. Das Leben ist ein Prozess, und wir sind eher prozessartig strukturiert. Dazu muss sich sagen, dass ich mich viel mit Alfred North Whitehead beschäftigt und auch über ihn auch promoviert habe. Whitehead ist ein Prozessphilosoph und auf ihn wird die Prozesstheologie zurückgeführt. Mir ist der Prozessgedanke sehr wichtig. Im Heimatbegriff wird das sehr stark sichtbar. Auf der einen Seite suchen wir immer nach fester Verortung und Verankerung, auf der anderen Seite wissen wir, dass wir nicht ein zweites Mal in den gleichen Fluss steigen. Dieser Prozess findet natürlich in unserem Leben kein Ende. Wir können darauf vertrauen, dass wir immer wieder stabile Beziehungsgefüge ausbilden. Dabei spielt die Religion und die seelsorgerliche Begleitung eine wichtige Rolle. Grundsätzlich stimme ich dem Pauluszitat voll zu, weil es ja sagt, dass genau dieser Prozess nicht aufhört, solange wir leben. Auch ein alter Mensch bildet immer wieder neue Beheimatungen aus.

Ich finde es wichtig, gedanklich das Thema Heimat zu umkreisen.

Mein Gedanke zum Thema Heimat dabei ist: Solange Menschen die Heimat freiwillig verlassen, solange sie sich entwickeln und der Motor der Entwicklung sind, nehmen sie die Entwicklung

nicht wahr. Erst später nimmt man die Differenz wahr, z.B. wenn man an den Geburtstort zurückgehen und feststellt, dort hat sich viel verändert.

Viel schlimmer ist es, wenn Menschen ihre Heimat zwangsweise verlassen müssen. Die vielen Vertriebenen nach dem Krieg. Wenn man die fragen würde, was für Sie Heimat bedeutet, würden sie wahrscheinlich die Religiosität, den religiösen Ritus nennen. Denn das ist das Einzige, was übriggeblieben ist. Alles andere haben diese Menschen verloren.

Genau diese Situationen kennen wir aus der Bibel. Als die Jerusalemer Oberschicht ins Exil nach Babylon gehen musste. Dort werden die Religion und der Glaube besonders wichtig. Auch neue Propheten sind dort aufgetreten.

Jean Amery, der Auschwitzüberlebender, hat ein kleines Essay geschrieben: „Wie viel Heimat braucht der Mensch?“ Er hat einen schönen Satz geprägt: „Umso mehr, je weniger man mit sich nehmen kann.“ Solange man das Gefühl hat, zurückgehen und alles mitnehmen zu können, ist das kein Problem. Wenn aber das Gefühl dazukommt, alles geht verloren, dann bläht sich die Heimat auf und wird zum drängenden Problem. Wenn man den Ort nicht verlässt, kann Heimat auf zweifache Weise zum Problem werden: Einmal, wenn die Entwicklung zu langsam geht und man ausbrechen möchte, man den Stillstand nicht aushält und sich eingesperrt fühlt. Dann wird Heimat zur einengenden Klammer. Der Schriftsteller Uwe Kolbe sagt z.B. zur DDR: „Die DDR war gemordete Zeit. Es war Stillstand und nichts

ist passiert. Es gab keine Bewegung. Das war bedrohlich.“ Und umgekehrt, wenn die Entwicklung zu schnell geht. Dann hat man das Gefühl, man verliert den Halt unter den Füßen und kommt nicht mehr mit. Man glaubt dann nicht mehr, Teil der Entwicklungen zu sein und davon zu profitieren, so dass man sie anhalten möchte.

Wie ist nun die richtige Balance der Entwicklung? Wenn wir nicht die Heimat verlieren wollen, bedarf es einer Moderierung der Geschwindigkeit dieses Entwicklungsprozesses. Ich habe das Gefühl, für viele Bürger in den neuen Bundesländern, wo ich auch herkomme, ging die Entwicklung zu schnell. Die Menschen haben sich zwar in den Alltag gestürzt, haben Dinge neu organisiert, haben sozusagen Handlungen vollzogen, die das Leben gemanagt haben. Dies war auch zutiefst sinnstiftend, denn jede Handlung kennt ein Handlungsziel, das ihr Sinn verleiht. Doch irgendwann kommt man zu einem Punkt, an dem man innehält und über die Handlung nachdenkt. Die kam nach dem Krieg etwa mit den 1968-igern. Jetzt 25 Jahre nach der friedlichen Revolution macht sich eine ähnliche Bruchlinie sichtbar, die natürlich auch von außen ausgelöst worden ist. Aber nicht nur wieder, sondern auch die Flüchtlinge in unserer Zeit verlieren massiv ihre Heimat.

Mit dem Blick auf die Religion bedeutet es, dass die Religion genau das ist, was bleibt, wo ein Stück Heimat mitgenommen werden kann in die fremde Umgebung. Dort kann das Zusammengehörigkeitsgefühl gelebt

werden und das Wissen darum, dem Anderen geht es dabei ähnlich wie mir selbst.

Ja, genauso ist es. Die einzige transportable Heimat ist ihre Religion. Wenn man ihnen die Religion nimmt, nimmt man ihnen auch ihre Würde und Akzeptanz. Das passiert gerade in einer negativen Art und Weise im aktuellen politischen Diskurs. Wir reden über den Islam meist nur negativ. Oder haben Sie in den vergangenen Jahren etwas Positives über den Islam gehört?

Ich höre im Radio ab und zu die Auslegung einer Koransure. Diese Sendung ist sicherlich dazu gedacht, den Hörern die Angst vor den fremden Texten im Koran zu nehmen und will helfen, den Islam in ganz kleinen Schritten kennenzulernen. Ich selbst habe keine Angst vor fremden Religionen. Das kommt vermutlich daher, weil ich selbst gut im christlichen Glauben beheimatet bin und darum weiß, wie wichtig und stärkend eine religiöse Rückbindung für das Leben sein kann.

Denken wir aber mal an eine Gesellschaft, die das Gefühl hat, die Religion überwunden zu haben. Die sogar in der Mehrheit denkt, dass Religion rückschrittlich ist. Jetzt kommt eine Religion mit einem lebendigen Anspruch in die Gesellschaft, die auch noch archaisch und rückschrittlich in ihren Rechtsauslegungen und Bestrafungsmustern wirkt. Das wird zwar im modernen Islam so nicht praktiziert und das Schari-arecht ist nur eine untergeordnete Form der Rechtsprechung. Aber es genügt ja die mediale Wahrnehmung. Ich fin-

de, dass wir da sehr ungerecht sind. Wir tun alles dafür, dass sich die Menschen nicht beheimaten können und sich radikalisieren. Ich persönlich bin dafür, dass jeder Mensch seine Religion ausüben kann. Für Christen, Juden und Muslime gehören dazu ihre Gotteshäuser und die Gemeinschaft der Gläubigen. Das Beste wäre, wenn sich auch die hier lebenden Muslime in den Kommunen verorten können und auch öffentliche Gelder als Kredite für den Bau der Moscheen bekommen, sodass die Gemeinden nicht fremdgesteuert werden können.

Bleibt die Frage an unsere Kirchgemeinden. Wo sehen Sie als politischer Bildungsbeauftragter die Aufgaben und Chancen unserer Kirchgemeinden, das Thema Heimat zu gestalten? Wenn die Menschen nach den Gebäuden ihrer Beheimatung gefragt werden, wird auch in einem säkularen Umfeld die Kirche immer als erstes genannt. Das ist sehr interessant. Auch wenn Kirchen verwaist sind, bilden sich oft Dorfvereine, um das Gebäude der Kirche zu erhalten. Das zweite Gebäude ist immer die Schule, das dritte das Elternhaus oder Rathaus.

Was denken Sie, warum die Kirche den Menschen so wichtig ist? Ist die Kirche ein Hoffnungszeichen, ein Symbol, das schließlich alles gut wird im Leben? Ist die Kirche im Ort ein Zeichen für Dauer und für Beständigkeit?

Ich glaube ja. Die Kirche ist aufgrund unserer städtischen Strukturen immer das Zentrum eines Ortes und ich glaube, dass sie auch eine „Lücke of-

fen hält“. Die Kirche verweist auf „ein mehr“, ohne dies gleich beschreiben zu müssen. Für mich ist die Gesellschaft nicht antitheistisch, sondern eher gottvergessen. Aber man will die Lücke nicht schließen. Insofern ist das akzeptiert. Es gibt auch viele Kinder, die auf die christlichen Gymnasien gehen, deren Eltern bewusst nicht christlich sind, die es aber gut für ihre Kinder finden. Der ehemalige Vorsitzende der katholischen Bischofskonferenz, Karl Kardinal Lehmann schrieb einmal, dass die Gesellschaft so etwas wie Phantomschmerzen verspüre, sie weiß intuitiv, dass sie dort eine Lücke hat. Der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee beschreibt es als religiöse Amusikalität, dass sich in einem Menschen die religiöse Dimension verschließen kann. Dem stimme ich nicht ganz zu. Ich glaube jeder Mensch ist irgendwie religiös. Deshalb kann schon das bloße Vorhandensein einer Kirche Orientierung anbieten und ein Stück Sicherheit geben.

Das kann ich gut nachempfinden im Blick auf Klöster. Die klösterlichen Gemeinschaften mit den Ordensschwestern und -brüdern sind mir wichtig. Ich besuche gerne diese traditionsreichen alten und ruhigen Orte und atme die Atmosphäre der Ewigkeit ein. An diesen Orten wurde immer schon gebetet und wird auch noch gebetet werden, wenn ich einmal nicht mehr bin.

Diese Form von geistlicher Sicherheit gibt Halt. Man geht dort mit viel Respekt und Ehrfurcht hinein, man nähert sich an und geht dann auch wieder. Der erste Punkt ist, dass sich die Gemeinden

dieses Schatzes bewusst werden sollten. Die Kirche spielt auch im säkularen Umfeld eine Rolle. Die Kirchen sollten geöffnet sein, das Gebäude sollte nahbar sein. Unsere Kirchen bieten einen geschützten Raum, ich meine auch einen heiligen Raum. Auch kirchenferne Menschen gehen gerne hinein. Andererseits treffe ich auch Menschen, die noch nie in ihrem Leben in einer Kirche waren. Das hat aber auch etwas damit zu tun, dass Kirchen oft verschlossen sind. Das möchte ich Ihnen gerne mit auf den Weg geben: Bietet die Kirchen auch mal dem Dorf oder der Kommune an für ein Konzert o.ä. Macht drum herum ein kleines Fest zum Tag der offenen Tür. Das Zweite ist, ich habe das Gefühl, dass unsere Gemeinden nicht die Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen. Sie übernehmen Verantwortung für sich, aber die Gesellschaft war immer der säkulare Feind. Das hat sich seit 1990 verändert. Die Gesellschaft ist nicht mehr so antireligiös eingestellt, wie sie es über 40 Jahre DDR gewesen ist, eigentlich über beide Diktaturen war. Natürlich sitzen die Anfeindungen und Benachteiligungen den Älteren noch in den Knochen. Sie leben ja noch mit den Menschen zusammen, die sie damals bedrängt haben. Aus meiner Erfahrung bedeutet das, wir stehen alle im Kreis um den Altar, um Hostie und Kelch, um das Allerheiligste, und sehen das Außen nicht.

Meine Botschaft ist: Dreht euch um nach Außen mit der Sicherheit des Religiösen im Rücken! Die Christen müssten nach meiner Wahrnehmung stärker Verantwortung übernehmen in ihren Regionen.

In welcher Weise sehen Sie das? Es gibt christliche Kindergärten und Schulen, Seelsorge in den Kliniken, mein Mann ist Pfarrer in der Bundespolizei, es gibt die Militärseelsorge, Gefängnisseelsorge u.v.m.

Strukturell funktioniert das alles. Ich denke eher an die emotionale Haltung in den Gemeinden selber. Ich meine, dass man sich beteiligt am öffentlichen Leben, Verantwortung übernimmt und die beiden Bereiche stärker miteinander verschränkt.

Ich bin z.B. in der Dresdner Südvorstadt in der katholischen Gemeinde aktiv. Dort bieten die Gewerbetreibenden einmal im Jahr ein Straßenfest an. Die beiden kirchlichen Gemeinden kommen nicht auf die Idee, sich daran zu beteiligen. Und sei es die Straße abzusperren vor den Kirchgebäuden und mit Kindern auf der Straße zu malen. Die Kirchengemeinden machen immer jeweils ihr eigenes Gemeindefest. Ich wünsche mir eine stärkere Vernetzung beider Teile. Andererseits finde ich es bedauerlich, dass wir als Gemeinden kein politisches Interesse mehr haben und keine politischen Milieus prägen. Wo haben die politischen Parteien noch Resonanzräume in den kirchlichen Strukturen?

Ich sehe die Frauen und Männer aus den Kirchengemeinden, die Mitglieder in den Parteien sind. Unsere Gemeindeglieder in den Kirchengemeinden sind Teil der Gesellschaft und befinden sich nicht in einem separaten Raum. Insofern wirken diese Menschen auch hinein in die Gesellschaft. Viele Menschen sind unterschiedlich organisiert, teils im Sportverein, im

Chor, im Angelverein, im Geflügelzuchtverein u.a.. Einige sind in der CDU, andere im Kulturverein Q24 wie ich es bin. Und wenn man sich dann längere Zeit kennt, wird man auch als Kirchenfrau oder –mann wahrgenommen.

Ich habe häufig das Gefühl, dass sich die Kirchengemeinden noch als Fremdkörper in der Gesellschaft verstehen, z.B. ist es nicht nur in den katholischen Gemeinden überhaupt nicht chic, politisch engagiert zu sein. Die Leute in der Politik werden eher distanziert betrachtet. Ich denke an Fritz Hähle, er hat über Jahre die CDU-Fraktion im Sächsischen Landtag geleitet, ein sehr geradliniger evangelischer Mann. Er hat jedes mal bei den Fraktionsitzungen früh die Losungen vorgelesen und im Prinzip von seinem Christsein Zeugnis gegeben. Die erste CDU-Fraktion im Sächsischen Landtag 1990 waren 100 Prozent Christen. Das ist lange nicht mehr so, weil sich die Christen nicht mehr in der Politik engagieren. Ich finde wir sollten mehr Verantwortung übernehmen, für die Strukturen, die uns wichtig sind. Ich meine, die Gemeinden sollten mehr Verantwortung übernehmen, erkennen, was die Beheimatung vor Ort für sie ausmacht, und sich dann dafür engagieren. Ich erlebe häufig, dass sich die Ortschaftsräte für die Kirchengemeinden vor Ort einsetzen, nicht aber umgekehrt. Ich wünsche mir mehr Vernetzung aus Verantwortung für die Heimat. Es ist besser, sich aktiv einzubringen als abzuwarten und dann Kritik zu üben.

Religion in staatlichen Einrichtungen – wie kann dort Beheimatung stattfinden?

Ich habe mich immer für den Religionsunterricht in der Schule eingesetzt, weil es das einzige Fach ist, wo der Lehrer sich nicht hinter seinen Modellen verstecken kann, sondern seine eigene Position sichtbar wird. Er muss Zeugnis ablegen, von dem, was er glaubt und denkt. Natürlich kann ich auch bei politischer Bildung Schwerpunkte setzen und benennen, aus welchem Spektrum jemand kommt und wofür er sich einsetzt. Wir müssen sichtbar machen, wofür wir uns einsetzen und was wir nicht dulden. Dafür muss man Entscheidung treffen und dazu stehen. Das kann man dem Einzelnen, den Gemeinden und auch den Schulen nicht abnehmen. Wenn wir nicht wollen, dass unsere Gesellschaft sich in extremistische Positionen polarisiert und der Populismus das letzte Wort ist, dann müssen wir uns einbringen. Aus Verantwortung für die Heimat müssen wir uns im Gemeinwesen engagieren! Die Politiker brauchen unsere Unterstützung, damit sie das Gefühl haben, nicht allein gelassen zu sein. Das ist ein großes Problem. Nur noch wenige wollen sich vor Ort politisch engagieren. Und dann ärgern wir uns über jene, die Politik als Machtraum und als Karriere verstehen. Es zeigt sich im politischen Personal, wenn das Scharnier zwischen dem kirchlichen und dem gesellschaftlichen Raum nicht mehr funktioniert. Das betrifft auch die CDU.

Ich persönlich war in meinem Wirken an zwei Dingen interessiert: Einmal lag mir sehr daran, aus dem christlichen Glau-

ben heraus Zeugnis abzulegen und aus diesem Impuls die Gesellschaft mit zu verändern. Die Tradition spielt dabei für mich eine wichtige Rolle und ich habe vielfältige Diskussionsräume, wo ich dieses thematisieren kann. Mir liegt andererseits sehr daran, dass diese Gesellschaft in ihrer Verschiedenartigkeit funktioniert. Es ist die demokratische Perspektive. Für mich ist die CDU eine christlich motivierte Partei.

Wer aber im öffentlichen Raum die christlichen Inhalte ernst nimmt, wird meist schon als fundamentalistisch wahrgenommen. In der FAZ gab es kürzlich einen schönen Artikel, in dem genau das Dilemma aufgezeigt wird, in dem die Kirche heute im gesellschaftlichen Raum steht: Die eigene Religiosität der Kirche wird nicht mehr sichtbar. Sie kann sie nur noch mit der Wissenschaftlichkeit in den gesellschaftlichen Diskurs einfügen. Alles andere wird als fundamentalistisch abgetan. Die religiöse Praxis ist demnach abgeschnitten von den gesellschaftlichen Diskursen, sie wird ins Private verdrängt. Für mich ist Religiosität Beheimatung. Sie ist ein sinnstiftender und tragender Balken in meinem Leben. Den versuche ich, so gut es geht, in den Alltag einzubauen.

Heimat ist ein wichtiges Thema, welches auch in unseren Kirchgemeinden gut kommuniziert werden kann. Die Kirchgemeinden bieten Menschen aller Altersgruppen eine geistliche, lokale und soziale Beheimatung inmitten eines Gemeinwesens an, indem sie Raum geben für Begegnung und Menschen in den

unterschiedlichen Lebenssituationen begleiten.

Wenn Patriotismus Liebe zur Heimat bedeutet, kann man auch mit diesem Begriff umgehen. Der Heimatbegriff ist ein offener Begriff, der einlädt, sich zu beheimaten. Es gibt sogar Initiativen eines Menschenrechts auf Heimat. Der Patriotismus ist eher gerichtet auf etwas hin. Es gibt den Patrioten, den Träger des Begriffs. Der Heimatbegriff ist offener und einladender und es gibt keinen Träger.

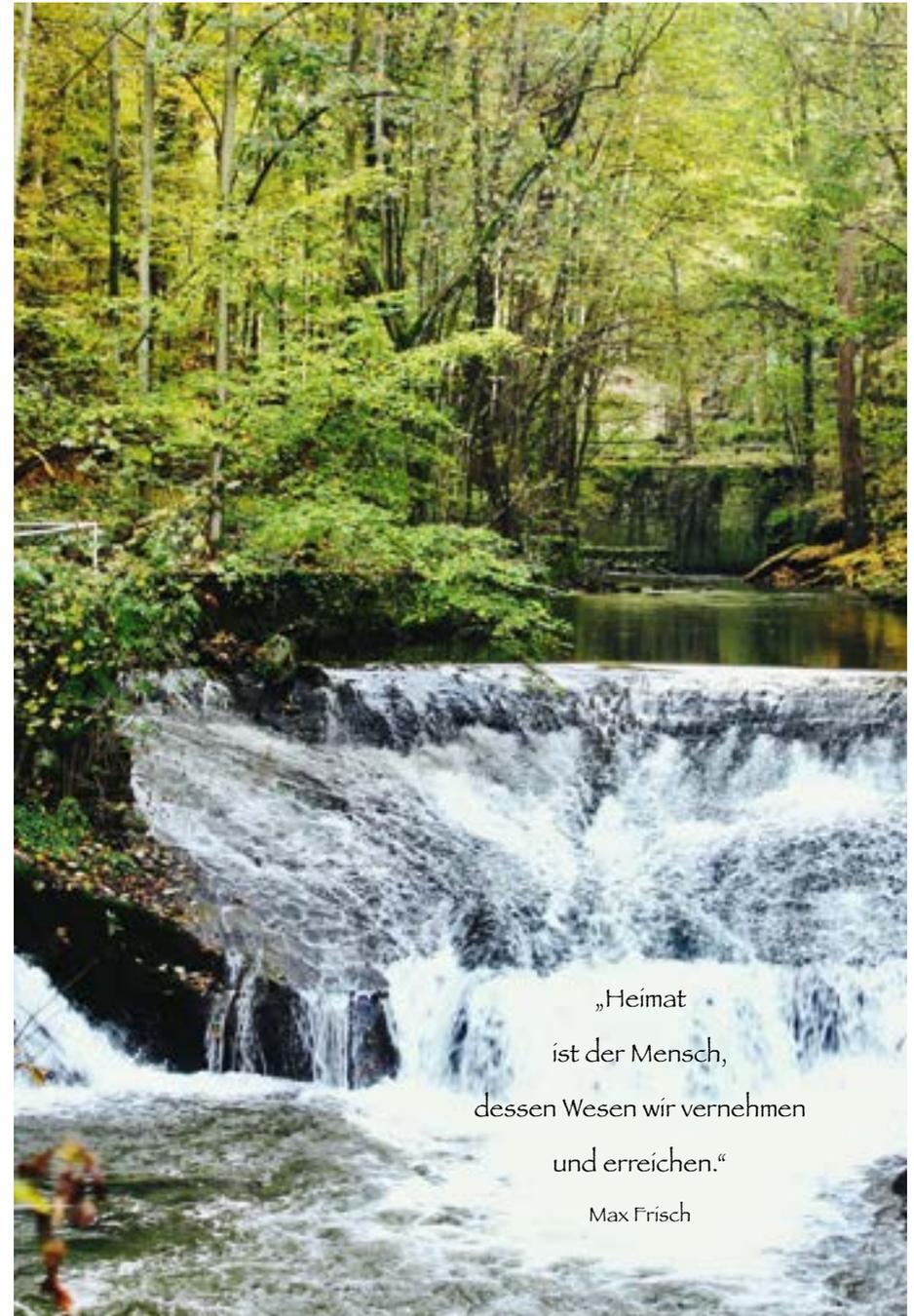
Die Pfarrerinnen und Pfarrer sind ganz wichtig bei dem Thema, weil sie die Sorgen und Nöte der Menschen aufgreifen. Ich glaube, man muss den Heimatverlust dieser Gesellschaft thematisieren und darüber nachdenken in dem Sinne, was getan werden kann, um die Heimat lebenswert zu gestalten. Politik reagiert immer kurzfristig und reaktiv. Sie versucht Ist-Zustände zu verändern. Die Beheimatung gehört zu den langfristigen Kontinuitätslinien, den „dicken Brettern“, die man eigentlich bohren muss.

Die Fragen stellte Gabriele Schmidt



Dr. Joachim Klose

ein mehrdeutiger Begriff



„Heimat
ist der Mensch,
dessen Wesen wir vernehmen
und erreichen.“

Max Frisch

Lesenswert



„Wir sind Heimat – Annäherungen an einen schwierigen Begriff“

Hrsg. Hans-Gert Pöttering, Joachim Klose
ISBN 978-3-942775-75-5, 178 Seiten, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Das handliche Buch bietet in über 30 kurzen Beiträgen von bekannten Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft, Kultur und Kirchen einen Überblick

über das breite Spektrum des Heimatbegriffes. Reinhold Messner erzählt von den Heimatvereinen, Heimatliedern und Heimatblättern in seiner Heimat Südtirol und warum der Begriff mit neuen Inhalten gefüllt werden muss.

Der Soziologe Hartmut Rosa beschreibt den Begriff der Heimat aus dem Blickwinkel der modernen Kommunikationsmöglichkeiten heraus und analysiert die Angst vor Entfremdung als Gegenüber. Dabei ist es für ihn wichtig zu betonen, dass das Wiedererkennen von Situationen Beheimatung ermöglicht, und dass sich deshalb auch Menschen im ICE und in der Lufthansa-Longe zu Hause fühlen können.

Bischof Joachim Wanke nimmt die Erfahrungen der Menschen Ostdeutschlands vor und nach der friedlichen Re-

volution in den Blick und beschreibt, die Notwendigkeit, Heimat zu gestalten. Weiterhin kommen der Schriftsteller Arno Geiger, Ministerpräsident Stanislav Tillich, Bernhard Vogel, der Kabarettist Wolfgang Schaller von der Herkuleskeule in Dresden u.v.a. zu Wort

Das Buch eignet sich für alle, die sich einen Überblick über die verschiedenen Aspekte des Themas verschaffen möchten oder eine Anregung suchen, den Heimatbegriff mit einer Gemeindegruppe o.ä. zu diskutieren. Dabei kann es hilfreich sein, Zitate bekannter Persönlichkeiten aufzunehmen und in den Gesprächsprozess einzuarbeiten. Der vorliegende Band ist eine Fundgrube für ein aktuelles Thema.

Die einzelnen Beiträge können gelesen und kostenlos heruntergeladen werden über die Internetseite der Konrad-Adenauer-Stiftung: www.kas.de

„Wo du weg willst
wenn du älter wirst
und zurück willst
wenn du alt bist,
das ist ‚Heimat.‘“

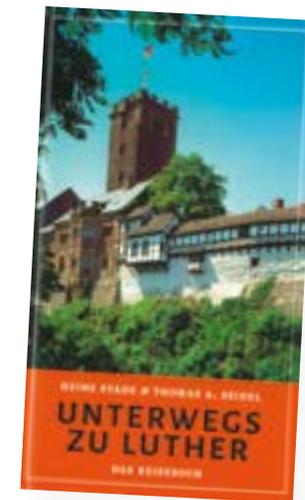
Spruchwort

„Unterwegs zu Luther – Das Reisebuch“

Heinz Stade und Thomas A. Seidel,
Wartburg-Verlag, 237 Seiten, 12,90 €

Im handlichen Format eine Reiseführers, mit einer Übersichtskarte zum Lutherweg, den historischen Stätten der Reformation und vielen Fotos, gibt das Reisebuch Auskunft über bekannte und weniger bekannte Orte in den Bundesländern Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt, an denen Martin Luther unterwegs war und welche den historischen Zusammenhang zur Zeit der Reformation belegen. Verweise nach Worms, Coburg, Augsburg und Rom ergänzen die Darstellung. Dabei erzählen die Autoren in kleinen Beschreibungen historische Begebenheiten und ergänzen diese mit theologisch-spirituellen Texten. Die verwendeten Lutherzitate verbinden Vergangenheit und Gegenwart des Reformators.

Deshalb ist das Reisebuch mehr als ein Reiseführer. Seine LeserInnen können sich darin orientieren, welcher „reformatorische Geist“ zur Zeit Luthers geweht hat und wie die historischen Orte heute noch in ihre Umgebung wirken. Das Buch wendet sich an Menschen, die auf den Spuren der Reformation reisen wollen ebenso, wie an LeserInnen, die zu Hause an einem gemütlichen Ort auf eine Gedankenreise gehen möchten und



dabei das eine oder anderer vertraute Wissen über Martin Luther und seine Zeit wiederentdecken wollen.

Pfarrerinnen und Pfarrer können das Buch zur Reisevorbereitung nicht nur im Reformationsjahr nutzen. Auch als Präsent und Literaturtipp für interessierte Gemeindeglieder ist es sehr gut geeignet.

Thomas A. Seidel ist Theologe, Historiker und Beauftragter der Thüringer Landesregierung zur Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017, sowie geschäftsführender Vorstand der Internationalen Martin Luther Stiftung.

Heinz Stade ist Journalist, Autor und Mitglied im Thüringer Literaturrat.

(gs)

Begegnungstage

Vom 21.-24. August 2106 trafen sich acht Mitglieder des Sächsischen Pfarrvereins mit Mitgliedern des Hannoverschen Pfarrvereins zu Begegnungstagen in Leipzig. Unter dem Thema: „Mein Leipzig lob ich mir!“ – aus Johann Wolfgang Goethes Faust I – führte Wolfgang Gröger uns durch diese Tage und wir erfuhren, wie in Leipzig geglaubt wird und aus welchen Erfahrungen die Menschen in der Stadt leben.

Ein Vormittag mit Superintendent Martin Henker vermittelte anschaulich die Strukturentwicklung des Evangelisch-Lutherischen Kirchenbezirkes Leipzig und die vielfältigen Aufgabenbereiche der kirchlichen MitarbeiterInnen, vom Evangelischen Schulzentrum über die kirchliche Erwerbsloseninitiative bis hin zur Flughafenseelsorge. Sup. Henker berichtet, dass sich die Anzahl der Pfarrstellen von 1995 bis heute fast halbiert habe. Der theologische Nachwuchs ist aber zumindest in Leipzig und Sachsen gesichert. Es gibt hier ca. 900 Theologiestudenten, darunter ca. 50 Prozent Religionspädagogen. Zu beobachten ist, dass „liberale Geister“ die Landeskirche eher wechseln, andere nach Sachsen kommen wollen. Fragen unserer Gäste zur kirchlichen Situation in und vor der Wendezeit in Leipzig konnten besprochen und geklärt werden.

Die Besichtigung Nikolaikirche gehörte selbstverständlich zum Programm, wie auch ein Tagesbeginn im historischen Nikolaisaal und ein Abendessen in der alten Nikolaischule. Dort berichteten die beiden Vorsitzenden Matthias Große und Andreas Dreyer über die aktuelle Situation der Pfarrvereine und die kirch-

liche Lage in den Landeskirchen.

Ein Hoffnungsprojekt lernten wir beim Besuch der Philippuskirche und im Gespräch mit Diakon und Projektleiter Wolfgang Menz kennen. Dort entsteht ein integratives Hotel mit Tagungsstätte. Die seit über zehn Jahren nicht mehr genutzte Philippuskirche wird Schritt für Schritt saniert und in ihren altherwürdigen Charme für Konzerte und Veranstaltungen genutzt. Ein niedrigschwelliges geistliches Angebot lädt die unterschiedlichen Generationen zum christlichen Glauben ein. Der Förderverein Philippus e.V. und ein Freundeskreis unterstützt das Berufsbildungswerk Leipzig, welches zum Verbund der Diakonie gehört, bei diesem Vorhaben.

Während einer Busfahrt durch die neue Leipziger Seenlandschaft konnten wir die Naherholungsgebiete besichtigen und erfuhren von einem kundigen Reiseleiter, was noch zur Zeit der DDR hinter den Werktoeren in den Braunkohletagebauegebieten passierte, wie die Menschen zu dieser Zeit gelebt und unter den politischen Bedingungen gearbeitet haben.

Ein kulturelles Rahmenprogramm mit Cabaret und gemütlichem Zusammensein im Biergarten rundeten die Begegnung ab.

Als Fazit der gemeinsamen Tage bleibt die gute Gemeinschaft und der gewinnbringende fachliche Austausch über die unterschiedlichen Situationen in den Landeskirchen sowie das Kennenlernen der Lebenssituation der Menschen in Sachsen über 25 Jahre nach der Wende. In welcher Weise die Begegnungen in Zukunft fortzuführen sind, soll in der kommenden Zeit überdacht werden. (gs)



Herzliche Grüße und Dank aus Hannover an den Sächsischen Pfarrverein

Weit in die Vorwendezeit hinein reichen die Kontakte zwischen dem Vorstand des Hannoverschen Pfarrvereins und seinem damals noch Pfarrvertretung genannten Partner in Sachsen. Bei der Neugründung des Sächsischen Pfarrvereins nach der Wende standen die Hannoveraner hilfreich zur Seite. Diese besonderen Kontakte wollte man nicht abreißen lassen. Alle paar Jahre traf man sich weiter zum Gedankenaustausch.

Diesmal hatten die Sachsen nach Leipzig geladen. Da gab es nicht nur eine Stadt wiederzuentdecken, die manche in durchaus trostlosem Zustand in Erinnerung hatten, auch die neuesten kirchenpolitischen Entwicklungen auf beiden Seiten waren Thema.

In der alten Nikolaischule gab es eine erste Gesprächsrunde. Hier war 1655 bis 1661 der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibnitz zur Schule gegangen. Er sollte später als der bedeutendste Hannoveraner in die Geschichte eingehen.

Ein Gespräch mit dem Leipziger Superintendenten Martin Henker erhellte die besondere Situation in einer kirchlich ausgedünnten Großstadt, machte aber auch die Chancen kirchlicher Arbeit deutlich. Verwundern löste bei den

Hannoveranern der in Sachsen wieder aufgeflamte Streit um gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften in Pfarrhäusern aus.

Ein Besuch ehemaliger Braunkohlegruben, die sich heute zu Naherholungsgebieten entwickeln, zeigte eindrucksvoll die positivsten Auswirkungen der Wende. Wiederbelebt wird auch die Philippuskirche im Leipziger Westen. Das Konzept einer Nutzung als Hotel- und Tagungsbetrieb, mit einer hohen Zahl an Beschäftigten mit Behinderungen, überzeugte und zeigte den Gästen, dass auch eine in die Minderheit geratene Kirche phantasievoll ihre Gestaltungsräume ausfüllen kann und keineswegs in einen resignativen Modus verfällt.

Hannovers Pfarrvereinsvorsitzender Andreas Dreyer dankte am Ende des Treffens dem Sächsischen Pfarrverein und seinem Vorsitzenden Matthias Große und ganz besonders dem Hauptorganisator vor Ort, P. i.R. Wolfgang Gröger, für informative Tage.

Anneus Buisman





Heimat ist für mich der Ort, an dem ich einmal beerdigt werden möchte. Dass ich diesen Ort nicht kenne, irritiert mich und hält mir meine Heimatlosigkeit vor Augen. Darum sehne ich mich danach, ihn zu finden.

Dr. Robert Mahling

Als Pfarrerinnen und Pfarrer sind wir oft „Wandervögel“, die ihre Nester immer wieder neu bauen müssen. Doch auf den Inhalt kommt es an. Für mich ist Heimat deshalb nicht mehr ein geografischer Ort, sondern der Platz, wo die Menschen sind, die mir am nächsten stehen, der Ort, wo meine Familie ist.

Matthias Große



Heimat ist für mich ein Ort, an dem ich Vertrautheit erlebe. Straßen, die ich gegangen bin, Häuser, in denen ich gelebt habe, spiegeln Heimat. Familie, Freunde, Gemeinde schenken Vertrautheit. Wenn sich ein tiefes Verstehen und eine ungetrübte Nähe einstellt, dann bietet das Leben Heimat.

Steffi Stark

Heimat ist für mich, wohin ich gerne heimkomme von unterwegs, wo ich hingehöre, wenn ich mal weg war.

Stefan Sawatzki



Heimat als Thema bestimmt mein Leben.

Heimat fand und finde ich bei meiner Familie, bei meinen Freunden, in meiner Kirche, in der Musik und – ganz geographisch – im Erzgebirge. Zunehmend spüre ich aber, dass diese verschiedenen Bereiche von Heimat zu verblassen beginnen, mehr und mehr. Und dann wird mir bewusst, dass unsere eigentliche Heimat bei Gott ist. Erst vor diesem Hintergrund verstehe ich das Zitat von Anton Günther, dem Liederdichter meiner Heimat, richtig: „Es ganze Laabn is ne Sehnsucht nooch der Haamit.“

Christian Schubert



Wir sind dreimal umgezogen. Wenn ich mich an einem Ort wohlfühle und mit Menschen zusammen sein kann, mit denen ich gemeinsame Gesprächs- und Lebensthemen finde, fühle ich mich zu Hause. In einer gemütlichen Wohnung, die mir ein Obdach in unruhiger Zeit bietet, bin ich mit meinem Mann daheim. Eine geistliche Heimat finde ich in den alten Worten der Bibel, in den Liedern und Kirchen.

Gabriele Schmidt

Heimat ist für mich Gefühl und Aufgabe zugleich. Gefühl, weil es etwas mit Ankommen und Zuhause sein zu tun hat, mit Geborgenheit und Sicherheit. Zugleich ist Heimat eine Aufgabe, denn ich darf selbst an meiner Heimat und derjenigen anderer mitbauen. Das erwartet Gott von uns Menschen, und so möchte ich gerne „Gemeinde“ verstehen.

Norbert Reißmann





„Septem mulieres“ – Frauen der Reformation

ein Angebot für Kirchengemeinden nicht nur zum Reformationsjubiläum

Gespräch mit Julita Decke, Gästeführerin auf Schloss Rochlitz, Projektleiterin und Referentin von „Septem mulieres“. Ich habe Julita Decke zu einem Frauenworkshop in Lohmen zum Thema „Frauen der Reformation“ kennengelernt. 20-25 Frauen aus der Region treffen sich dort zweimal im Jahr zu einem Tag der Begegnung, der unter einem aktuellen Thema steht, um sich auszutauschen und neue Impulse mit in die Gemeinden zu nehmen.

Frau Decke, erzählen Sie mir von Ihrer Arbeit am Projekt zu den Frauen der Reformation. Wann haben Sie mit dieser Arbeit begonnen? Nach wel-

chen Kriterien haben Sie die Auswahl der Frauen getroffen?

Im Jahr 2014 habe ich als Gästeführerin auf Schloss Rochlitz ca. 60 mal durch die Ausstellung „Eine Starke Frauengeschichte – 500 Jahre Reformation“ geführt und dadurch viel über die weibliche Seite der Reformation gelernt. Dann war die Ausstellung zu Ende und ich wollte die ganzen Biografien nicht einfach vergessen. Daraus ist ein Vortragsprojekt entstanden und aus diesem dann das Theaterprojekt. Mich hat es einfach gereizt, die historischen Frauen mit den Mitteln des Theaters quasi zum Leben zu erwecken und sie selbst erzählen zu lassen. Ich habe sie nach einer gewissen politischen Aktualität ausgewählt. Bei jeder Frau steht ein bestimmter Aspekt im Vordergrund, der diese zum Handeln

und zur gesellschaftlichen Teilhabe angeregt hat. Zum Beispiel ist bei Argula von Stauff (Grumbach) die Gerechtigkeitsliebe eine treibende Kraft oder Felicitas von Münch (Selmentiz) übernimmt als Witwe in allen Belangen die Verantwortung für sich selbst, kämpft um das Sorgerecht für ihren Sohn Georg und bekommt es auch.

Bei Ihrem Vortrag beeindruckte mich Ihr breit gefächertes Wissen über die Stellung der Frauen im Mittelalter zur Zeit Martin Luthers. Aus welchen Quellen schöpfen Sie?

Durch die Ausstellung, die ein sehr gutes pädagogisches Konzept hatte, bekam ich sehr viel Biografiematerial. Dann habe ich mir Literatur über die Frauen besorgt und auch ihre Schriften zum großen Teil selbst gelesen. Eine gute Quelle waren einige Masterarbeiten über einzelne Frauen mit sehr guten Literaturhinweisen. Es gibt gute wissenschaftliche Abhandlungen über die Zeit. Da war sehr viel zu bearbeiten und besonders die alten Schriften der Frauen waren spannend zu lesen. Hilfe hatte ich auch durch den Historiker Dr. Andre Thieme und die Historikerin Dr. Anne Simone Rous, die ich zu jeder Zeit persönlich ansprechen konnte.

Wie darf man sich einen Vormittag/Tag mit Ihnen vorstellen?

Kurz gesagt: Die TeilnehmerInnen lesen Briefe, lernen Geheimschriften kennen, stolpern über Bücherstapel und kosten die „Nervennahrung“ dieser Zeit. Sie lernen im Vortrag sieben historische Frauen kennen und zwischendurch gibt

es Musik, Tanz und Leckereien des 16. Jahrhunderts. Im Workshop machen wir Bibelarbeit wie Felicitas von Münch (Selmenitz) oder sie verfassen ein Flugblatt wie Argula von Stauff (Grumbach) mit einem eigenen Anliegen.

Seit wann gibt es das Theaterprojekt „Septem mulieres“. Wer spielt mit und wo treten Sie auf?

„Septem mulieres“ ist in einem Entwicklungsprozess im Laufe von zwei Jahren entstanden. Während dieser Zeit hat sich eine Kerngruppe von zehn Frauen gebildet. Neun davon spielen selbst eine historische Frau. Desweiteren haben wir noch zahlreiche HelferInnen, die uns mit Rat und Tat zur Seite stehen. Die musikalische Begleitung gibt es durch das Quartett „Dindirindin“, die sich auf



die Musik des 16. Jahrhunderts spezialisiert haben. Wir sind ein offenes Projekt, d.h. es können jede Zeit neue Frauen mitmachen und Frauen auch wieder gehen. Außerdem kann unser Konzept von anderen Gruppen übernommen werden, die selbst so Theater spielen wollen. Wir spielen hauptsächlich in Schlössern, Burgen und Kirchen. Man kann uns buchen und wir kommen zu den Veranstaltungsorten hin.

An wen richtet sich das Angebot und welche räumlichen Voraussetzungen werden dafür gebraucht?

Das Angebot richtet sich an alle Menschen, die sich mit Geschichte auseinander setzen wollen und die sich für Lebensgeschichten interessieren. Bis Ende 2017 reisen wir mit unserer Theaterperformance in die Reformationszeit. Ab 2018 wollen wir auch andere Zeiten anschauen und immer den Focus auf das Wirken von Frauen haben, die leider in der Geschichtsschreibung zu oft vergessen wurden und eben die Geschehnisse mehr lenkten, als wir heute annehmen. Wir brauchen für unsere Performance mit allen „Septem mulieres“ keine extra Bühne. Der Raum sollte mindestens 50 Personen fassen können. Außerdem brauchen wir eine Möglichkeit zum Speisen zubereiten, weil wir mit unseren Zuschauern auch kulinarisch in der Zeit reisen wollen.

Wie hoch sind die Kosten für die Veranstaltungen und welche Voraussetzungen benötigen Sie dafür?

Das Theaterprojekt kann für 700 € + Kosten für die Anfahrt gebucht werden. Das Essen müsste extra verhandelt werden. Dafür sind ca. 6 € pro Person einzuplanen. Weiterhin brauchen wir Strom am Aufführungsort. Alles andere bringen wir selbst mit.

Die Kosten für den Workshop richten sich nach Material- und Zeitaufwand nach Absprache.

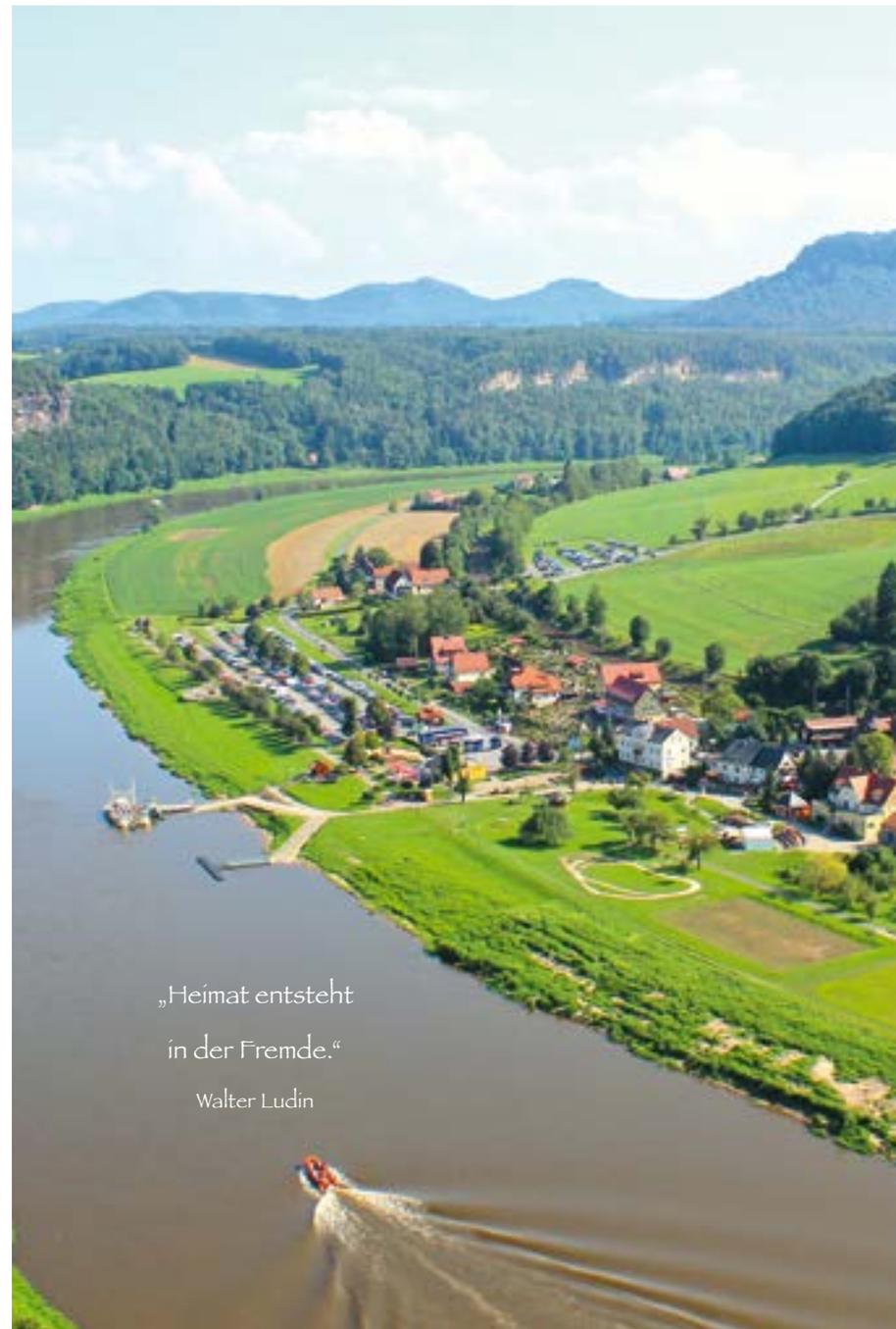
Wie sind Sie erreichbar?

Projektleiterin „Septem mulieres“
Julita Decke, Tel.: 03737 / 770752
oder 0178 / 8028209
Müllerhof Mittweida e.V. -
Irene Weßling, Tel.: 03727 / 998833
www.septem-mulieres.tumblr.com
E-Mail: septemmulieres@gmail.com

Die Fragen stellte Gabriele Schmidt



Frauen der Reformation



„Heimat entsteht
in der Fremde.“
Walter Ludin

Serie: Pfarrfamilie im Ruhestand



In einem Haus am Rande von Bad Gottleuba wohnt das Ehepaar Monika Schlegelmilch (73) und Christoph Schildbach (65). Pfarrerin Schlegelmilch hat vier Kinder, von denen eines schon verstorben ist. Christoph Schildbach hat zwei Kinder.

Seit dem Jahr 2005 wohnen beide in der Heimat von Christoph Schildbach in Bad Gottleuba. Der Kurort am Rande der Sächsischen Schweiz ist für sie ein vertrauter Ort geworden, an dem sie alt werden wollen. Heimat bedeutet für die Seelsorgerin jedoch etwas anderes: „Heimat ist für mich kein örtlicher Begriff, sondern dort ist für mich Heimat, wo Menschen sind, von denen ich mich angenommen fühle, wo wir unser Bett stehen haben, wo eine Atmosphäre ist, in der ich mich wohlfühlen kann. Unsere geistliche Heimat ist die evangelische Christusbruderschaft auf dem Petersberg bei Halle/Saale.“

Für Atmosphäre sorgen bei unserem Gespräch der knisternde brennende Kaminofen und eine Tasse guter Tee. Wir sprechen davon, wie beide jetzt ihren Ruhestand gestalten, in welcher Weise sie Ideen und Lust haben, sich in die Gesellschaft einzubringen bzw. das kirch-

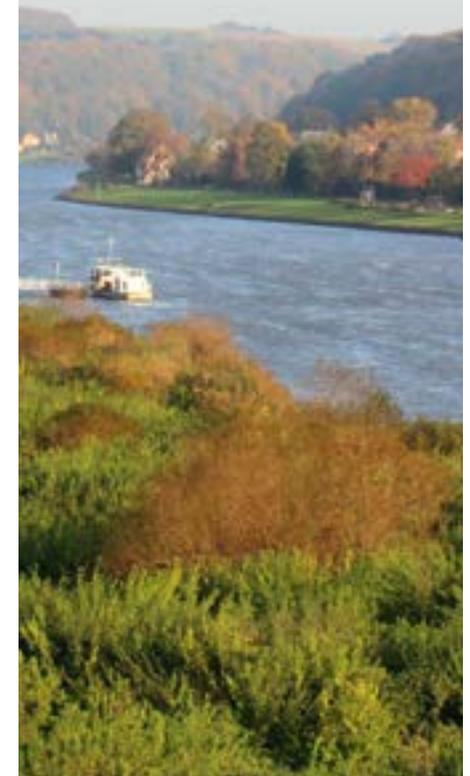
liche Leben weiterzuentwickeln. Monika Schlegelmilch hat viele Jahre die Evangelische Stadtmission in Halle geleitet. Seit 2007 ist sie als ehrenamtliche Klinikseelsorgerin am Klinikum Pirna tätig und hat die Gruppe der Grünen Damen am Pirnaer Klinikum aufgebaut. Zweimal in der Woche ist sie auf den Stationen, um Patienten und deren Angehörige zu begleiten. Sie koordiniert die Arbeit und die Weiterbildung der Grünen Damen. Der Dienst in der Klinik liegt ihr am Herzen. Im Raum der Stille gibt es an jedem letzten Sonntag im Monat einen Gottesdienst. Die Gespräche mit Patienten und die guten Kontakte zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Klinikums sind für Monika Schlegelmilch sehr gewinnbringend und bereichernd. Bei Bedarf übernimmt sie Vertretungen in Kirchengemeinden. Kasualien hält sie für besonders wichtig, weil sie Nähe zu den Menschen ermöglichen. In ihrem Mann, dem ehemaligen Verwaltungsleiter der Stadtmission Halle, findet sie einen guten Gesprächspartner für theologische Fragestellungen und auch für die Reflexion der Endlichkeit des Lebens. Das ist sehr hilfreich für ihre Arbeit im Klinikum. Christoph Schildbach arbeitet ehrenamtlich als Patientenbetreuer in der Medianklinik in Berggießhübel und singt in einem Chor. In der freien Zeit gibt es auf dem großen Grundstück des Hauses viel zu tun. Bei gutem Wetter ist das Ehepaar gerne mit dem Tandem unterwegs oder geht gemeinsam wandern. Auch sind sie sehr gern auf Reisen. Einmal im Jahr ist „En-

kelwoche“. In dieser Woche kommen viele der insgesamt 11 Enkel nach Bad Gottleuba zu Großmutter und Großvater, um gemeinsam mit ihnen die Zeit in der schönen Umgebung zu verbringen. Außerdem engagiert sich das Ehepaar im Verein „Freunde Madagaskars“ in Pirna und im „Freundeskreis zur Erhaltung der Stiftskirche Petersberg“. Im Advent gibt in jedem Jahr das sogenannte Hoffest vor ihrem Haus. Dort versammeln sich Freunde und Nachbarn zum Singen und Plaudern. Zur Musik von Blechbläsern aus Pirna gibt es Kesselgulasch und Glühwein mit immer wieder neuen Begegnungen. So wird das Hoffest zu Tradition für alle, die den Weg zu ihnen nach Bad Gottleuba finden. (gs)



„Nicht da ist man daheim,
wo man seinen Wohnsitz hat,
sondern wo man verstanden wird.“

Christian Morgenstern





Zu Gast bei Annette (75) und OKR i.R. Wilhelm Schlemmer (78) in Leipzig. Das Ehepaar hat drei Kinder, von denen ein Sohn schon im Alter von 11 Jahren verstorben ist. Zur Familie gehört auch der später dazugekommene Ziehsohn aus Guinea und seine Familie. Es gibt neun Enkelkinder.

Nur wenige Straßenbahnstationen vom Stadtzentrum entfernt finde ich die Wohnung von Familie Schlemmer in der Gottschedstraße. Seit zwei Jahren wohnt das Ehepaar wieder in seiner Wahlheimat Leipzig. Auf meine Frage, was denn Heimat für ihn sei, antwortet Wilhelm Schlemmer: „Heimat ist für mich kein geografischer Ort, sondern sind Menschen, mit denen ich zusammen lebe und zusammen gearbeitet habe, Menschen mit denen ich eine Wegstrecke gegangen bin.“

Viele Stationen gab es auf diesem Weg. Nach den Pfarrämtern in Lobsdorf und Leipzig, dem Amt des Superintendenten in Freiberg und des Oberkirchenrates für theologische Fragen beim Bevollmächtigten der EKD in Bonn und Berlin, schließt sich der Kreis wieder in Sachsen. Wilhelm Schlemmer ist dankbar für die unterschiedlichen Erfahrungswelten, in

denen er vielfältige Kontakte knüpfen konnte und die er jetzt auch im Ruhestand einbringen kann. Brücken bauen zwischen Staat und Kirche ist sein bleibendes Anliegen.

Wilhelm Schlemmer setzt sich für das gesellschaftliche Engagement der Kirchen in der Wirtschaft ein. Er gehört zu den Aktiven in der „Initiative für evangelische Verantwortung in der Wirtschaft Mittel- und Osteuropas e.V.“ und leitet dessen Kuratorium. Seit 25 Jahren baut die Initiative Brücken zwischen jungen Handwerkern und der Kirche. Das „Netzwerk des Vertrauens“ ermöglicht voneinander zu lernen und Erfahrungen weiterzugeben.

Er gehört zum Vorbereitungsteam des Thomasforums in Leipzig, hält Gottesdienste, ist Gesprächspartner in Hauskreisen oder fährt zu Vortragsreisen mit seinem Buch: „Lebensraum zwischen Barrikaden – Alltagsszenen aus einem Pfarrhaus in der DDR“. Wichtig ist für ihn, dass seine Frau in allem an seiner Seite ist und die beiden gemeinsam unterwegs sind. Annette Schlemmer ist kreativ, bastelt gerne, liebt Musik und Blumen. Sie war in der aktiven Zeit ihres Mannes in der Gemeinde eine engagierte Pfarrfrau, außerdem im Pfarrfrauen-dienst aktiv und leitete Flötengruppen, Kinderkreise, Gesprächskreise und Kurrende-arbeit. Wenn darüber hinaus Zeit bleibt, geht das Ehepaar gerade auf Reisen. Pläne für das Lutherjahr 2017 gibt es auch schon. (gs)



Termine & Hinweise

Termin bitte vormerken!
6.-8. November 2017
in Hohenstein-Ernstthal

Die Jahrestagung und Mitgliederversammlung des Sächsischen Pfarrvereins findet vom 6.-8. November 2017 in Hohenstein-Ernstthal statt.

Thema:

„Gesundheitsgesellschaft – eine Herausforderung für die Kirche der Reformation im 21. Jahrhundert“

Dr. Hans Martin Rieger aus Heimiswil/Schweiz beschreibt den Körperkult als neue Sozialform des Religiösen. Er wird mit uns nach Antworten suchen, welche auf diesen Horizont Bezug nehmen, der so gar nicht der Horizont Luthers war. Auf der Tagung wollen wir fragen, was Gesundheit für uns ist und eine theologische Klärung vornehmen. Über Salutogenese im Pfarrberuf werden wir bei Einzel- und Gruppenarbeiten ins Gespräch kommen.

Die Einladung wird im Juni per Post verschickt.

Hinweis

Die Solidarkasse und der Pfarrverein freuen sich auch über Spenden! Auf Anfrage werden Spendenquittungen ausgestellt.

Solidarkasse des Sächsischen Pfarrvereins e.V.
Bank für Kirche und Diakonie – KD-Bank
IBAN: DE40 3506 0190 1624 5900 11
BIC: GENODED1DKD

Sächsischer Pfarrverein e.V.
DE 45 3506 0190 1611 1200 16
BIC: GENODED1DKD

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice gewährleisten zu können, bitten wir alle Mitglieder, Adressenänderungen sowie Änderungen des Dienstverhältnisses zeitnah weiterzugeben an:

PfarrerIn Steffi Stark
An der Katharinenkirche 2
09456 Annaberg-Buchholz
Tel.: 03733 - 66951
E-Mail: steffi.stark@evlks.de

Bildnachweis:

Manuela Scheffel: Titelfoto; Gabriele Schmidt: S. 2, 13, 16, 17, 28, 29, 33, 34, 35, 36, 37, 39, 40, 41, 42; Juita Decke: S. 38; Monika Schlegelmich: S. 41, Wolfgang Müller: S. 15

Schriftleitung:

PfarrerIn i. R. Gabriele Schmidt
Obere Burgstraße 6a
01796 Pirna
Telefon: 03501 / 4646 670
mail: g.w.j.schmidt@t-online.de

LEISTUNGS KATALOG



Sächsischer Pfarrverein e.V.

- Ausgabe des Pfarramtskalenders
- Monatlicher Bezug des Deutschen Pfarrerberlattes
- Studienhilfe über den Verband Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V.
- Günstiger Urlaub im Feriendorf Lubmin an der Ostsee (über den Thüringischen Pfarrverein e.V.)
- Bezug der Informationsbroschüre des Vereins (SPV-Info)
- Beratung in Dienstrechtsfragen
- Kostenlose Teilnahme an der an der dreitägigen Jahrestagung mit Mitglieder- versammlung
- Aktuelle Informationen über die Konventsvertrauensleute
- Zuschuss zur Teilnahme am Deutschen Pfarrertag
- Erstausstattungsbeihilfe für Dienstanfänger (1.000 €/beim Schatzmeister zu beantragen bis spätestens zur Ständigwerdung)
- Gruß zum Ordinationsjubiläum (mit 200 €)
- Begrüßungsgeld zur Geburt eines Kindes (200€/ beim Vorstand zu beantragen innerhalb des 1. Lebensjahres des Kindes)
- Grüße zu hohen Geburtstagen
- Nachlässe bei Versicherungen der Bruderhilfe
- Rechtsschutzversicherung für Arbeits-, Disziplinar- und Standesrecht
- Erweiterte Verkehrsrechtsschutzversicherung (auch für Familienangehörige)
- Darüber hinaus unterstützen wir Pfarrerinnen und Pfarrer und Mitarbeitende in osteuropäischen Kirchen durch die Arbeit unserer Solidarkasse.

www.saechsischer-pfarrverein.de

„Wir sichern uns die Heimat nicht durch den Ort,
wo, sondern durch die Art, wie wir leben.“

Georg Baron von Örtzen

Sächsischer Pfarrverein e. V.
Pfarrerin Steffi Stark
An der Katharinenkirche 2
09456 Annaberg-Buchholz

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt
zum Sächsischen Pfarrverein e. V.

Anrede:
Name:
Vorname:
Geburtstag:..... Ordinationstag:.....
Postleitzahl:..... Ort:
Straße und Nr.:.....
Telefon:
E-Mail-Adresse:.....
Konvent:
Kirchenbez.:.....

EINZUGSERMÄCHTIGUNG

Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pfarrverein e. V.
die Abbuchung meines monatlichen Mitgliedsbeitrages
durch die ZGASSt zu veranlassen.

Ort, Datum:
Unterschrift:

EINZUGSERMÄCHTIGUNG

Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pfarrverein e. V.
die Abbuchung meines monatlichen Beitrages
zur Solidarkasse durch die ZGASSt zu veranlassen.

Ort, Datum:
Unterschrift:

Sächsischer Pfarrverein e.V.

Pfarrerin Steffi Stark
An der Katharinenkirche 2
09456 Annaberg-Buchholz

„Nicht wo du die Bäume kennst,
wo die Bäume dich kennen,
ist deine Heimat.“

Aus Sibirien

Wird vom Pfarrverein ausgefüllt:

Mitgliedsnummer:

Beitrag:

Solidar:

Inkasso:

Dt. Pfbl.:

B C D L Z

Konventnummer:

B C D L Z

Konventnummer:

B C D L Z

Konventnummer:

„Nicht für alle, aber doch für viele Menschen
ist der Glaube zur Heimat geworden,
um mit Schicksalsschlägen und Herausforderungen fertig zu werden.“

Herbert Schlägel



Versicherer im
Raum der Kirchen

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge



EIN SCHÖNES GEFÜHL. RÜCKHALT.

Man kann Leben einfach versichern. Man kann es aber auch einfach sicherer und lebenswerter machen.

Gemeinsam tun wir das und unterstützen kirchliche und soziale Projekte.

**Gute Beratung braucht Zeit für Gespräche.
Wir sind für Sie da.**

Ihren Ansprechpartner vor Ort erfahren Sie bei uns.

Filialdirektion Ost

Organisationsdirektor Volkmar Fischer

Ziegelstraße 30 · 10117 Berlin

Telefon 030 41474840

volkmar.fischer@vrk.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.

Heimat ist nicht der Ort, sondern die Gemeinschaft der Gefühle.“ Unbekannt

IMPRESSUM

Herausgeber Sächsischer Pfarrverein e. V.

Redaktion Pfrn.i.R. Gabriele Schmidt

Gestaltung Gisa Hofmann, Dresden